

Der Westpreuße

Begegnungen mit einer
europäischen Kulturregion



 UNSER
DANZIG

70. Jahrgang Heft 6 November 2018 € 6 (D) 25 zł (PL)

DANZIG 1918

Am Rande eines
Bürgerkriegs

SELBSTERMÄCHTIGUNG

Augustyn Kardinal Hlond
und Westpreußen

Aus dem Inhalt

VORSPANN

- 3 vorab
- 4 Damals war's
- 5 Auf ein Wort

PANORAMA

- 6 Internationales Absolventen-Treffen in Thor
- 7 Notizen aus der Dreistadt, aus Elbing, Kulm, Marienburg und Thorn
- 11 Kultur-Informationen aus dem »Land am Meer«

AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 12 Die „Schlacht bei Schwetzin“ im Regionalmuseum Krockow
- 15 Einladung zu Sonderausstellungen
- 16 *Bericht*: Westpreußen-Kongress 2018

GESCHICHTE UND KULTUR

- 19 November 2018: Die Revolution in Danzig
- 24 Polens Primas und Danzigs Bischof
- 28 Von der Schola Thorunensis bis zum Mikołaj-Kopernik-Lyzeum in Thorn
- 34 Zum 100. Geburtstag von Horst Mönlich
- 34 hörens-, sehens- und wissenswert

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 35 Horst Seehofers Rede zum Tag der Heimat 2018
- 36 Überlegungen über „Deutsche und Polen“ – ein Arbeitspapier der Kopernikus-Gruppe
- 37 Nachrichten

ZUM JAHRESAUSKLANG

- 38 O du fröhliche!
- 40 Lektüre-Empfehlungen
- 43 Marzipan-Gebäck zur Weihnachtszeit
- 44 *Strandspaziergang* von Annette Pussert

RUBRIKEN

- 3 »Der Westpreuße« ?
- 46 Westpreußen-Kalender 2019
- 47 Impressum / Autorinnen und Autoren
- 48 Zum guten Schluss

i-iv JAHRESINHALTSVERZEICHNIS

TITELBILD Die Detail-Aufnahme aus dem Dom zu Pelplin zeigt ein verziertes Querband: In verbindender Weise markiert es im Aufbau des Portal-Gewändes jeweils die Zone, die sonst von Kapitellen eingenommen würde. Foto: Ursula Enke

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen der letzten drei Westpreußen-Ausgaben
 Juli / August 2018: heft-4-2018-hel
 September / Oktober 2018: heft-5-2018-jdf
 November / Dezember 2018: heft-6-2018-akh



6

VII. ABSOLVENTENTREFFEN IN THORN



12

EINE SCHLACHT IM MUSEUM



16

WESTPREUSSEN-KONGRESS 2018



Volksmacht
 Organ für die wertfällige Bevölkerung der Provinz Westpreußen
 Publikations-Organ der Freien Gewerkschaften
 Nr. 45 | Danzig, Sonnabend den 9. November 1918 | 9. Jahrgang

Friedens-Mahnruf der Sozialdemokratie
 Arbeiter, Arbeiterinnen!

Die herrschende Weltanschauung geht zu Grunde, es kann kein Schicksal davon sein, es muß fortstürzen.
 Die Arbeiter fordern, die Welt der Arbeiterklasse vor die Herrschaft zu stellen und demokratischen Kampf zu führen.
 Die Sozialdemokratie hat die Aufgabe, die Arbeiterklasse zu organisieren und zu kämpfen. Sie hat die Aufgabe, die Arbeiterklasse zu organisieren und zu kämpfen. Sie hat die Aufgabe, die Arbeiterklasse zu organisieren und zu kämpfen.

DIE REVOLUTION VON 1918 IN DANZIG



28

ZUM 450. JUBILÄUM DES THORNER GYMNASIUMS



40

LEKTÜRE ZUM JAHRESAUSKLANG

vorab

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

mit diesem Heft geht der erste Jahrgang der „Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion“ – als eines eigenständigen Teils des *Westpreußen* – zu Ende. Ihnen möchten wir an dieser Stelle herzlich danken für wohlwollende Lektüre, konstruktive Kritik und Ihre Treue als Abonnenten, mit denen Sie unsere Arbeit auch 2018 begleitet haben.

Die vorliegende Ausgabe erscheint zum Ende des Kalenderjahres und damit zugleich für die beiden Monate, welche die Grenze des Kirchenjahres rahmen. Hiermit geht eine eigentümliche

Spannung einher, die sich auch aus einer weltlichen Perspektive nachvollziehen lässt: Auf der einen Seite steht der November unter dem Vorzeichen des Rückblicks, des Gedenkens – mit Allerseelen, Totensonntag und dem nicht kirchlichen Volkstrauertag. Auf der anderen Seite ist der Dezember geprägt von der Zusage einer Versöhnung Gottes mit der Welt – und der hiermit verbundenen allgemeinemenschlichen Friedenserwartung.

Beidem, dem Gedenken sowie der adventlichen und weihnachtlichen Zuversicht, ist auch dieses Heft verpflichtet. Zu erinnern gilt es an das Ende des Ersten Weltkriegs: Ein grundlegender Aufsatz befasst sich mit den Revolutionstagen in Danzig; mit einem Text der Kopernikus-Gruppe

blicken wir auf „Deutschland und Polen – 100 Jahre nach 1918“; zudem haben wir den Kulturbeauftragten des Rates der EKD, Dr. Johann Hinrich Claussen, gewinnen können, über die Bedeutung des Jahres 1918 für Deutschland in Geschichte und Gegenwart zu reflektieren. – Beschlossen wird diese Ausgabe dann aber mit einem Teil zum Jahresausklang, in dem wir z. B. neuerlich an Johannes Daniel Falk, genauer sein „Allerdreifeiertagslied“ *O du fröhliche!*, erinnern und zu dem die Schriftstellerin Annette Pussert einen literarischen Text beigesteuert hat.

Verbunden mit diesem Lektüre-Angebot wünschen wir Ihnen zugleich besinnliche Gedenk- und frohe Festtage!

Ihre DW-Redaktion

»Der Westpreuße«?

Wenn das »größte Magazin« einer Stadt den Namen *Der Hamburger* trägt, leuchtet diese Benennung sofort ein – aber wer oder was ist *Der Westpreuße*?

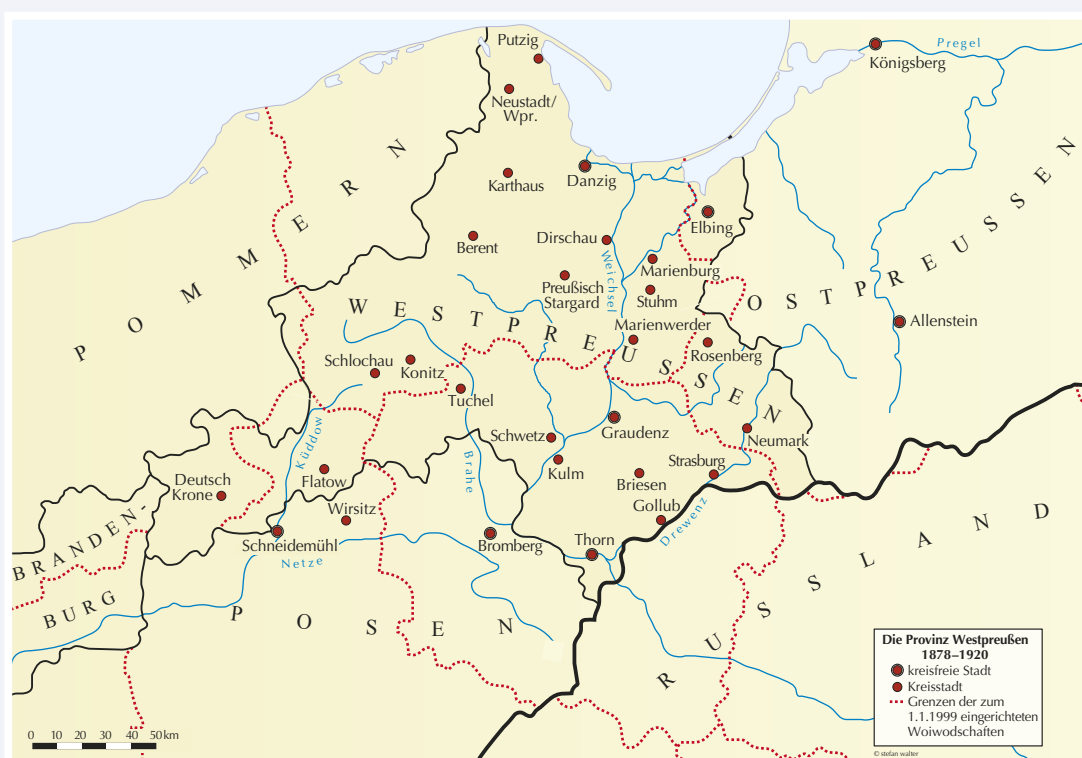
Danzig und das Land an der unteren Weichsel – mit den UNESCO-Welterbestätten Marienburg und Thorn – bilden höchst beliebte Reiseziele. Viele der Touristen aus Deutschland wollen mehr wissen über diese »europäische Kulturregion«, ob sie nun zum ersten Mal kommen oder selbst schon viele Eindrücke vor Ort gesammelt haben. Wahrscheinlich werden sie rasch darauf stoßen, dass diese Landschaft auch mit der deutschen Geschichte verbunden ist und bis 1920 »Westpreußen« hieß. Das gilt auch für diejenigen, die Familienforschung betreiben oder die einfach kulturhistorisch interessiert sind. Die Gründe, sich heute mit dieser Region zu beschäftigen, können vielfältig sein.

Diesen unterschiedlichen Interessenlagen will *Der Westpreuße* gerecht werden. Der Name dieser Zeitung leitet sich aus der deutschen Geschichte des Weichsellandes ab, denn »Westpreußen« ist in der Gegenwart eine Erinnerungslandschaft für Menschen, die von dort stammen und für deren Familien dieses Land oft jahrhundertlang Heimat war. Bei der Beschäftigung mit dem kulturellen Erbe und der gemeinsamen Geschichte eröffnet es als historische Kategorie aber auch den heutigen polnischen Bewohnern einen wichtigen Orientierungsraum.

Der Westpreuße beschäftigt sich deshalb einesteils mit der Gegenwart des Landes, mit seiner Entwicklung und seinen vielfältigen Attraktionen und

wendet sich andernteils der spannenden, allerdings durchaus konfliktreichen Geschichte dieser Region zu: Schließlich steht »Westpreußen« nicht nur für eine historische preußische Provinz, es weckt auch Assoziationen an den Deutschen Orden, der hier im Mittelalter das Kerngebiet seines Territoriums hatte, oder an das »Königliche Preußen« (»Prusy Królewskie«), das für mehr als 300 Jahre mit der Polnischen Krone verbunden war. Nicht zuletzt gehören zu dieser Geschichte die einschneidenden Ereignisse im 20. Jahrhundert: Nach dem Ersten Weltkrieg verschwand »Westpreußen« von den Landkarten, im Zuge des Zweiten Weltkriegs wurde die Region dann von 1939 bis 1945 nochmals gewaltsam zu einem »Reichsgau Danzig-Westpreußen« zusammengezwungen.

Das Konzept dieser Zeitung zielt darauf, all das zu bewahren und zugleich Möglichkeiten einer zukünftigen gemeinsamen deutsch-polnischen Geschichte zu erkunden. Wer den *Westpreußen* zur Hand nimmt, kann sich auf eine Vielzahl von unterschiedlichen Entdeckungen freuen.



Damals war's

LIEBE LESERINNEN UND LESER, wie war das damals vor 60 Jahren? Bei einigen von Ihnen werden Erinnerungen an die 1950er Jahre wach – für andere, jüngere eröffnet der Blick in die Vergangenheit neue Perspektiven. Daher geben wir an dieser Stelle exemplarisch vor 60 Jahren erschienene Artikel aus dem *Westpreußen* und aus *Unser Danzig* wieder. Für diese Ausgabe haben wir einen Nachruf ausgewählt, der im November 1958 in *Unser Danzig* erschien.

Pius XII. – Ein Papst für Deutschland, Europa und die Welt“, so charakterisiert der Untertitel des kürzlich erschienenen Buches von Dr. Michael F. Feldkamp den am 2. März 1876 in Rom geborenen Eugenio Pacelli, der am 2. März 1939 für fast 20 Jahre – die von weltpolitischen Verwerfungen geprägt waren – als Bischof von Rom die Führung der katholischen Christenheit übernahm. Sein Tod am 9. Oktober 1958 löste Kontinente und Konfessionen übergreifende Anteilnahme aus. Und so fand auch der Danziger Bischof Carl Maria Splett, an dessen 130. Geburtstag Professor Stefan Samerski in der ersten Ausgabe dieses Jahrganges unserer Zeitschrift erinnert hat, Worte der Würdigung und Dankbarkeit, die im November 1958 in *Unser Danzig* erschienen.

Nachdem Pacelli 1899 die Priesterweihe empfangen hatte, begann für den Theologen und Kirchenjuristen eine Karriere als Kirchengesandter, die ihn 1917 – zunächst als apostolischen Nuntius in Bayern, jedoch zuständig für das gesamte Reich – nach Deutschland führte (im gleichen Jahr erfolgte die Weihe zum Titularerzbischof von Sardes). 1920 bis 1929 bekleidete er das Amt des apostolischen Nuntius für das Deutsche Reich; nicht ohne Grund betont Splett daher in seinem Nachruf die Vertrautheit des späteren Papstes mit der Gegenwartslage in Deutschland. In den Folgejahren leitete Pacelli als Kardinalstaatssekretär die Staatskanzlei des Vatikanstaates – bis er selbst zum Kirchenoberhaupt, zum Heiligen Vater, gewählt wurde.

Bischof Splett, der bis 1956 in der Volksrepublik Polen in Haft gehalten worden war und nach seiner Entlassung von Pius XII. im

Exil in seinem Amt bestätigt und 1957 persönlich empfangen wurde, schildert, welchen großen Anteil Pacelli auch in seinem neuen Amt am Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen und der Neuordnung des kirchlichen Lebens in Ostmitteleuropa nahm. Dabei hatte der polnische Primas August Kardinal Hlond 1945 Fakten geschaffen und eigenmächtig die Bischöfe der ostdeutschen Bistümer abgesetzt, was der Papst zwar nicht rückgängig machen konnte, aber keineswegs nachträglich zu legitimieren bereit war. – Dem Vorgehen von Kardinal Hlond und dessen heutiger Einschätzung ist in diesem Heft ein weiterer Beitrag von Stefan Samerski gewidmet.



FOTO: MICHAEL PICTORIN VIA WIKIMEDIA CC

Zum Tode von Papst Pius XII.

Von BISCHOF DR. CARL MARIA SPLETT

Pius XII. ist tot. Für die Katholiken ging in ihm „der Vater der Christenheit“ in die Ewigkeit. Wir nennen ihn, der sich selbst als „Diener der Diener Christi“ bezeichnete, unseren „Heiligen Vater“, nicht ob der Heiligkeit der Person, sondern ob des heiligen Amtes, das er verwaltet, weil wir glauben, daß das Papsttum vom Herrn eingesetzt ist mit der Berufung des Petrus und daß auch dem Nachfolger Petri die Schlüssel des Himmelreiches übergeben wurden. Immer wenn ein Papst stirbt, trauert der katholische Erdkreis, obwohl uns der Glaube sagt, daß zwar ein Papst sterblich, das Papsttum selbst unsterblich ist, weil selbst die Pforten der Hölle es nicht überwältigen können. Da aber im XII. Pius der Kirche ein Papst geschenkt war, dessen geistige, geistliche und nicht zuletzt menschliche Qualitäten überragendes Format aufwies, ist die Trauer der Katholiken besonders groß und verständlich. Deswegen beten wir mit herzlich-inniger Anteilnahme: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe und vergelte ihm reichlich mit himmlischem Lohn, was er Gutes getan auf Erden!“

Der Tod Pius XII. hat aber weit über das übliche Maß hinausgehende Anteilnahme der gesamten Welt ausgelöst. Christen aller Konfessionen, Gläubige und Ungläubige haben es im Augenblick seines Todes gespürt: Mit dem Hinscheiden dieser großen Persönlichkeit ist die Welt ärmer geworden. Sie hat in ihm einen Menschen verloren, der die große Tradition der Humanitas in einzigartiger Weise verkörperte, die immer mehr unterzugehen droht im praktischen und erst recht theoretischen materialistischen Denken unserer Tage, die aber unter allen Umständen in die Zukunft hinübergerettet werden muß, soll nicht das Chaos die Welt überfallen. Deswegen die allgemeine Erschütterung der Menschen aller Erdteile und die tiefe Anteilnahme in ehrlicher Trauer!

Man hat mit Recht in diesen Tagen oft darauf hingewiesen, daß Deutschland in Pius XII. einen warmherzigen Freund und Anwalt seiner Anliegen verloren hat. Durch seine langjährige Tätigkeit in unserem Vaterland hatte er das deutsche Volk von Herzen liebgewonnen. Er umgab sich nicht nur bis in die engste Umgebung mit Deutschen, er verfolgte auch das deutsche Schicksal wirklich mit innerer Anteilnahme. Wo es nötig war, sprach er, selbst wenn es unpopulär war, klare Worte. Mit seiner öffentlichen Stellungnahme gegen die Kollektivschuld hat er den Bann, den Haß und die Feindschaft, die sich über unser Volk gelegt hatten, weithin gebrochen. Das Unrecht der Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten hat Pius XII. gebrandmarkt. Die deutschen Heimatvertriebenen haben in ihm einen Anwalt vor der Weltöffentlichkeit verloren, den sie nicht so schnell wieder gewinnen werden. Das Caritaswerk des Pap-

stes half nach dem Krieg entscheidend mit, bitterste Not zu lindern, ohne Rücksicht auf Konfession. Daß dabei die Heimatvertriebenen ob ihrer größeren Notlage in besonderer Weise bedacht wurden, ist selbstverständlich. Deswegen ist es eine Ehrenpflicht für uns, seiner allzeit dankbar zu gedenken.

Es ist bekannt, daß Papst Pius XII. hinsichtlich der Kirchenpolitik in den deutschen Ostgebieten immer einen festen Standpunkt für die deutschen Rechtsansprüche bezogen hat. Nach seiner Auffassung, die er wiederholt auch öffentlich vertreten hat, durften bis zu einem Friedensvertrag keine kirchenrechtlichen Veränderungen in den Bistümern des deutschen Ostens vorgenommen werden. Alle inzwischen geschaffenen Übergangslösungen beruhen auf seelsorglichen Notwendigkeiten, haben aber keine kirchenrechtlichen oder gar nationalstaatlichen Konsequenzen. Diesen Standpunkt bezog Pius XII., weil er auch hinsichtlich der deutschen Ostgebiete seinem Wahlspruch folgte: „Gerechtigkeit schafft Frieden!“ Die Gerechtigkeit ging ihm über alles. Und er erklärte das Recht auf Heimat zu den Grundrechten des menschlichen Lebens. Allerdings nahm Papst Pius XII. in den Fragen der Ordnung des kirchlichen Lebens in den deutschen Ostgebieten auch deswegen einen so festesten Standpunkt ein, weil er den deutschen Osten persönlich kannte. Er wußte, worum es ging. Auch die Situation des Freistaates Danzig kannte er persönlich. Das Bistum Danzig, nach dem 1. Weltkrieg und nach Errichtung des Freistaates geschaffen – bekanntlich durch Zusammenlegung von Landesteilen aus den Bistümern Kulm und Ermland –, war das einzige Bistum im deutschen Sprachgebiet, das dem Heiligen Apostolischen Stuhl direkt unterstellt und keiner Kirchenprovinz zugeteilt war. Die völkerrechtliche Einzigartigkeit und Sonderstellung des Freistaates Danzig fand kirchenrechtlich damit eine außergewöhnliche Angleichung an die gegebene nationalstaatliche Situation.

Zweimal hat mich der Heilige Vater Papst Pius XII. nach meiner Befreiung in Privataudienz empfangen. Der Bischof ist verpflichtet, darüber zu schweigen, was besprochen wurde. Aber eines darf ich wohl heute sagen: Ich war tief ergriffen von der genauesten Kenntnis der Situation der Danziger, die der Papst hatte, und ich wußte die Anliegen der Danziger, nicht nur der Katholiken, bei ihm in besten Händen. Auch dafür möchte ich ihm als Bischof von Danzig im Namen aller Danziger an seinem Grabe herzlichen Dank sagen. Und ich meine, in diesen Dank sollten alle Danziger mit mir einstimmen.

AUF EIN WORT



Dr. Johann Hinrich Claussen

Gefährdete Stabilität – damals und heute

Sie gehören wohl zu den besten politischen Texten, die je aus der Feder eines evangelischen Theologen geflossen sind: Unter dem Pseudonym „Spektator“ schrieb Ernst Troeltsch (1865 bis 1923) in den Anfangsjahren der Weimarer Republik regelmäßig Essays über aktuelle politische Entwicklungen. Der liberale Theologe, Soziologe und Philosoph war einer der wenigen Gelehrten, die sich für die junge Republik einsetzten. Gemeinsam mit seinen politischen Freunden Friedrich Naumann, Max Weber oder Walther Rathenau kämpfte er für den Aufbau einer sozialen Demokratie in Deutschland. Besonders das protestantische Bürgertum hatte für seine Ideen wenig Sympathien – zu sehr hing es der „guten, alten Zeit“ nach. Wie ein Schock hatte die Niederlage viele getroffen. Aus den Träumen eines Sieg-Friedens wurden sie in das Elend der Nachkriegszeit gestoßen, wirtschaftlich ruiniert und der alten Stellung beraubt. Die neue Republik erlebten viele Bürger als Zeit der Verarmung und des Niedergangs. Der Vertrag von Versailles bestärkte das konservative Bildungsbürgertum in der Ablehnung der neuen politischen Ordnung. Wofür haben wir im Krieg gekämpft? Welchen Sinn hatten unsere Opfer? Und wer ist verantwortlich für die Niederlage und unsere gegenwärtige Not? Schuldige wurden gesucht und Feinde schnell gefunden. Dolchstoßlegende und Antisemitismus, offene Freude über politische Morde, Verleumdungen und Hass Tiraden gegen die Repräsentanten von Weimar – aus Bürgern wurden Radikale.

Troeltsch beschrieb es so: „Der Staat ist zerbrochen und ohne Autorität, und in dem Chaos triumphieren nur Kapitalisten einerseits, Abenteurer und Wucherer andererseits. Die Intellektuellen, Professoren etc. sind so einfältig wie möglich, kämpfen den Klassenkampf gegen die drohende Deklassierung und wiederholen die alte nationalistische Ideologie. An positive Arbeit und Heilung der Schäden denken nur wenige.“ Zu diesen wenigen zählte Troeltsch selbst, und er engagierte sich mit einer seltenen Mischung aus Zuversicht und Resignation: „Ich kämpfe für Vernunft, Besonnenheit, Ordnung, Arbeit und unvermeidliche Zugeständnisse an die Massen, so tapfer und eifrig als ich kann. Stunden völliger Erschöpfung sind mir nicht erspart, aber innerlich bin ich ruhig und bis zu einem gewissen Grade heiter geblieben.“ Doch dann starb er,

ausgezehrt und viel zu früh, am 1. Februar 1923.

Vor gut 25 Jahren konnte ich als junger Doktorand Troeltschs *Spektator-Briefe* für die renommierte *ANDERE BIBLIOTHEK* von Hans Magnus Enzensberger herausgeben. Jetzt, zum Jahrestag des Kriegsendes, bringen wir diese Ausgabe noch einmal heraus. Bei der Vorbereitung habe ich gestaunt – ich war auch erschrocken, wie bedrängend nah diese alten Texte einem plötzlich kommen. Troeltschs Plädoyer für Sachlichkeit, protestantischen Verantwortungssinn, Versöhnungsbereitschaft und den Aufbau um eine politische Mitte liest sich gar nicht mehr als historisches Dokument, sondern wie eine aktuelle Verpflichtung. Heute gefährden eine zunehmende Polarisierung sowie eine abnehmende Bindung an politische und gesellschaftliche Institutionen den Rechtsstaat und die freie Gesellschaft. Auch fehlen Antworten auf die Fragen, die durch Globalisierung und Migration gestellt werden. Leider geraten in den medialen Empörungswellen und tagespolitischen Streitereien die Prinzipien der modernen Demokratie und ihrer Verfassung allzu leicht in Vergessenheit. Ohne vorschnell Parallelen zwischen Weimar und der Bundesrepublik von heute zu ziehen, lässt sich von Troeltsch immer noch einiges lernen: Was er damals über Pluralismus, politische Sachlichkeit, Nüchternheit und Fairness in der Debatte, über Rechtsstaatlichkeit und Demokratie geschrieben hat, gilt noch immer. ■

Dr. Johann Hinrich Claussen studierte evangelische Theologie in Tübingen, Hamburg und London. 1996 wurde er zum Pfarrer der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche (ab 2012 Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland) ordiniert. Seit 2012 ist er Kulturbeauftragter des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland; in dieser Funktion vertritt Claussen die EKD u. a. im Stiftungsrat der Bundesstiftung Flucht Vertreibung Versöhnung.



Zuletzt erschienen:

Ernst Troeltsch
Die Fehlgeburt einer Republik.
Spektator in Berlin 1918–1922

Zusammengestellt und mit
einem Nachwort versehen von
Johann Hinrich Claussen

Die Andere Bibliothek, Berlin 2018.

320 Seiten, 24 Euro, ISBN 978-3847720249

INTERNATIONALES ABSOLVENTENTREFFEN IN THORN



Am 21. und 22. September kamen die Absolventen des „I. Allgemeinbildenden Mikołaj-Kopernik-Lyzeums“ – das früher Kopernikus-Gymnasium hieß – in Thorn zusammen. Dieses VII. Treffen stand ganz im Zeichen des 450. Jubiläums, das die Schule in diesem Jahr begehen kann.

Bereits am frühen Morgen des 21. September meldeten sich Absolventen in ihrer alten „Alma mater“. Sie waren oft von weither angereist, einer sogar aus Australien. Etliche Mitschüler, die sonst dabei waren, und zwar gerade auch viele von denjenigen, die sich häufig von Deutschland aus aufgemacht hatten, sind in der letzten Zeit verstorben oder bedauerlicher Weise aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der Lage, sich auf den Weg zu machen. Gleichwohl fanden sich insgesamt 250 ehemalige Pennäler ein. Als die Gäste ankamen, war auf dem Schulhof auch schon eine alte Gulaschkanone in Betrieb genommen worden: Die Mitglieder des Militär-Historischen Museums begannen dort mit der Vorbereitung des Abendessens. – Zum Ende des Tages fand zunächst um 18 Uhr in der Johanniskirche die Hl. Messe statt. Bei dieser Gelegenheit legten die Schüler der ersten Klassen in Anwesenheit der Absolventen das Gelöbnis ab, stets ihre Pflichten zu erfüllen und das Ansehen der Schule zu mehren. Danach kamen alle zur Ruine der dem Gymnasium benachbarten Franziskanerkirche, denn dort gaben bekannte Thorner Musikgruppen ein Konzert. Zu dieser Zeit wurde aus der Gulaschkanone nun auch eine wohlduftende Erbsensuppe mit heißen Würstchen serviert. Dazu gab es heißen



- 1 Hl. Messe am Freitagabend
- 2 Auf dem Weg zum Kopernikus-Denkmal
- 3 Die Direktorin der Schule, Elżbieta Glura, bei ihrer Ansprache
- 4 Impressionen von der offiziellen Feier
- 5 Ein Geburtstagskuchen zum 450.



Tee – und auf dem Schulhof wollten die Gespräche der Absolventen, die auf diese Kontakte so lange gewartet hatten, bis in die Nacht hinein nicht verstummen.

Am folgenden Tag, dem 22. September, gegen 10 Uhr, formierte sich vor der Schule aus früheren und jetzigen Schülern sowie den Mitgliedern des Kollegiums eine schier endlose Kolonne. Sie zog, musikalisch begleitet vom Blasorchester aus Groß Bösendorf, durch die Stadt bis zum Kopernikus-Denkmal, an dessen Sockel für den großen Astronomen und Namenspatron der Schule Kränze niedergelegt wurden. Um 11 Uhr begann dann im Kultur- und Kongresszentrum JORDANKI das offizielle feierliche Absolvententreffen. Zu den Anwesenden sprachen Piotr Całbecki, der Marschall der Woiwodschaft Kujawien-Pommern, der ebenfalls Absolvent der Schule ist, Stadtpräsident Michał Zaleski sowie die Schulleiterin Frau Elżbieta Glura. Danach boten mehrere Schülergruppen

Proben ihrer beachtlichen musikalischen bzw. schauspielerischen Leistungsfähigkeit. Schließlich folgte ein Konzert des landesweit renommierten Blues-Musikers Sławomir Wierzcholski, der ebenfalls Kopernikus-Schüler gewesen ist und mit seiner 1982 gegründeten Band *Nocna Zmiana Bluesa* auftrat. Im Foyer konnten Fotos aus der Vorkriegszeit, die der Physiklehrer Jan Szyk aufgenommen hatte, sowie Bücher aus den Bibliotheksbeständen des „Königlichen Gymnasiums zu Thorn“ bewundert werden. Im Anschluss an diese Veranstaltung fanden die einzelnen Klassentreffen statt; und am Abend kamen alle wieder zum großen Absolventen-Ball im Hotel Filmar zusammen, um bis ins Morgengrauen hinein das Tanzbein zu schwingen. Am folgenden Sonntag hieß es dann freilich, zum letzten Male die alte „Bude“ aufzusuchen und sich – oft durchaus wehmütig – bis zum nächsten Treffen von ihr zu verabschieden. *Piotr Olecki*

Notizen aus ... der Dreistadt

GEBURTSTAGSFEIER



FOTO: CZAREK SOKOLOWSKI

„Sie sind nicht alleine, Herr Präsident“, sagte Donald Tusk, der Ratspräsident der Europäischen Union, anlässlich des 75. Geburtstages von Lech Wałęsa, dem legendären Solidarność-Führer und ehemaligen Staatspräsidenten von Polen. Tusk hielt seine Rede bei einer Feierstunde in der Danziger Oper (Opera Baltycka). In diesem Rahmen überbrachte er, der ebenfalls aus der Dreistadt (aus Zoppot) stammt, auch die Glückwünsche der EU-Regierungen. Als einzige hatte lediglich die polnische Staatsführung erklärt, sich daran nicht beteiligen zu wollen. Die Liste der Gratulanten führten Botschafter aus 20 Nationen an. Der deutsche Botschafter überbrachte Glückwünsche von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, der in seinem Schreiben hervorhob, dass Wałęsa erheblich zur Wiedervereinigung Deutschlands beigetragen und Polen den Weg zur Europäischen Union geebnet habe. Bei der Feier waren auch alle Kinder und Enkelkinder des Jubilars sowie ehemalige Arbeitskollegen der Abteilung W-4 der Danziger Werft anwesend. Zum Abschluss der Feier gaben der Chor und das Orchester der Oper unter dem Dirigenten Jose Mariano Florencio ein Konzert.

GESCHICHTSPOLITIK Schon ein Jahr vor der 80. Wiederkehr des Tages, an dem der Zweite Weltkrieg begann, gibt es heftige politische Debatten um die Art, in der eine angemessene Gedenkfeier auszugestalten sei. Im Wesentlichen geht es darum, ob sich

das polnische Militär mit einem großen Aufmarsch an der Gedenkveranstaltung beteiligen soll – wie dies Verteidigungsminister Mariusz Błaszczak erwartet –, oder ob sich stattdessen das Konzept des Stadtpräsidenten Paweł Adamowicz realisieren lässt: Er wünscht sich zwar auch eine patriotische, aber doch stärker historische Orientierung, bei der die 1000-jährige Geschichte Danzigs sowie die großen Söhne dieser Stadt – wie z. B. Fahrenheit, Schopenhauer, Hevelius, Chodowiecki, Grass oder Wałęsa – Berücksichtigung finden müssten.

DENKMAL FÜR DIE VERFEMTEN



QUELLE: PAMIĘTAJKADJESTES.PL

Nach einer längeren Vorlaufzeit ist jetzt eine Gedenkstätte für die „verfemten Soldaten“ entstanden und inzwischen auch schon eingeweiht worden. Sie besteht aus einem 40 t schweren Felsbrocken, an dem eine (unterhalb des Polnischen Adlers angebrachte) aus Bronze gefertigte Halbfigur Henryk Wieliczko (1922–1949), einen bekannten Kämpfer gegen das kommunistische Regime, porträtiert. Seinen Platz hat das Denkmal in der Nähe des Garnisonsfriedhofes gefunden. Es ist allen Untergrund-Soldaten der AK, der „Armia Krajowa“ [Heimatarmee], gewidmet, die wie Wieliczko in den Jahren 1944–1963 Widerstand gegen die Nationalsozialisten und – nach dem Kriegsende – gegen die neuen Machthaber leisteten und dabei umgekommen sind. – An der Einweihung, die der Danziger Erzbischof Sławoj Leszek Głódź vollzog, nahmen zahlreiche Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben teil. Weitere Feierlichkeiten aus diesem Anlass fanden im Museum des II. Weltkriegs statt. Das Projekt hat Kosten von insgesamt 80.000 Złoty verursacht, die ausschließlich durch Spenden aufgebracht worden sind.

Peter Neumann

Elbing

POLIERTES KLEINOD



FOTO: ROMAN GĄGIEW

Elbing hat die „Villa Bellevue“ wiedergewonnen. Sie liegt (Nr. 53) an der ehemaligen Hindenburgstraße, die jetzt Generała Józefa Bema heißt, und war vor dem Krieg eine äußerst beliebte Gaststätte, ein „Etablissement“, in dem auch Konzerte und sogar Theateraufführungen stattfanden. Das historische, um 1887 errichtete Gebäude wurde im Jahre 2011 von der Elbinger Industriellen-Familie Wójcik erworben, die es – ebenso wie den Park – aufwändig restaurieren ließ. Heute beherbergt die Villa wieder ein Restaurant und zudem mehrere elegante Hotelzimmer.

ZEITKAPSEL Im Finanzamt an der ehemaligen Truso-Straße (Adama Mickiewicza), das schon vor 1945 der Finanzverwaltung gedient hatte, sind Fenster ausgetauscht worden. Bei diesen Arbeiten wurden alte deutsche Formulare und Schriftstücke entdeckt. Sie waren in eine Rolle gewickelt und sollten vermutlich unterhalb der Sturze die Fenster abdichten. Die Dokumente sind gut erhalten, denn an diesem Ort war es trocken und warm, so dass ihnen weder Feuchtigkeit noch Pilzbefall drohten. Einige sind lediglich an wenigen Stellen mit Beton in Berührung gekommen und deshalb verschmutzt. Es handelt sich um aufschlussreiche Papiere, z. B. Rentenanträge von Kriegerwitwen oder auch Briefe, in denen die Familien über den Tod eines Soldaten informiert wurden. Die Schreiben umfassen dann stets die Aussage: „Er gab sein Leben für den Führer, die Heimat und den Wohlstand des großen Deutschlands.“ – Diese

Dokumente wurden in das Elbinger Museum gebracht, wo sie jetzt gereinigt und erforscht werden sollen.

FORTWÄHRENDE STAUGEFAHR

Ursprünglich sollte die neue vierspurige S7-Strecke von Elbing nach Danzig ab Ende Oktober befahrbar sein; inzwischen hat die Generaldirektion für Nationalstraßen und Autobahnen allerdings mitgeteilt, dass ein genauerer Termin für die Inbetriebnahme noch nicht absehbar sei: Nach der Fertigstellung müssten zunächst noch Tests durchgeführt werden, und schließlich erforderte auch das Genehmigungsverfahren noch einen nicht unbedeutenden Zeitraum.

SCHRANKENLOS



Die Einwohner nehmen die neue Brücke am Eröffnungstag in Besitz.



Endlich überbrückt: Die Bahnlinie, die bislang den Stadtteil isoliert hat.

Die Einwohner der Kolonie Trettinkenhof (heutzutage „Zatorze“, d. h. „hinter den Gleisen“) können endlich aufatmen, denn sie verfügen über eine kreuzungsfreie Verbindung mit der Stadt. Im Verlauf der Lotnicza, der ehemaligen Fliegerstraße, überquert eine Brücke jetzt die Bahnlinie. Die Fahrzeit in die Innenstadt wird dadurch besser kalkulierbar und oftmals auch deutlich verkürzt, weil die Anwohner nicht mehr durch den beschränkten Bahnübergang aufgehalten werden. Wichtig ist dies

vor allem für Rettungskräfte, bei denen bislang jede Verzögerung zu einer höheren Gefährdung der Patienten zu führen drohte. Die Investitionskosten einschließlich der Zufahrtsstraßen betragen 35 Mio. Złoty (etwa 8,5 Mio. Euro). *Lech Słodownik*

ENTDECKUNG

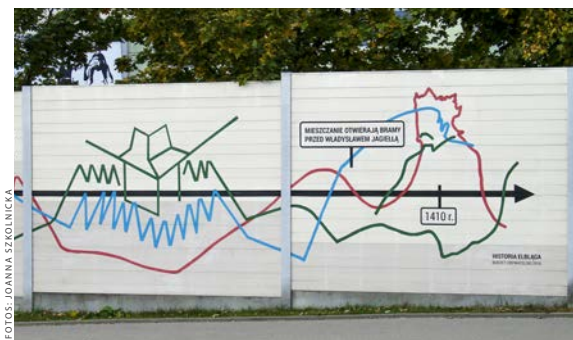


Mitarbeiter des privaten Museums für Militärtechnik und pommersche Geschichte in Klanin (Kłanino) machten am 5. Oktober eine sensationelle Entdeckung: Auf dem Strand von Steegen (Stegna) stießen sie auf die Überreste eines deutschen Flugzeugs aus dem Zweiten Weltkrieg. Das Wrack ist nicht vollständig erhalten geblieben; nach einer ersten Analyse handelt es sich aber um eine MESSERSCHMITT BF 109.

WINDKRAFT Wenn der Wind weht, bauen die Einwohner von Lenzen Windmühlen und – Drachen. Das auf der Elbinger Höhe gelegene Dorf Lenzen, das sich als das „schönste Dorf der Höhe“ bezeichnet, wirbt mit der Parole „Lenzen – ein Dorf des Windes und der Vorlaubenhäuser“ um Touristen. Der erste Bestandteil des Werbespruches kann sich auf die hier wehenden starken Winde berufen sowie auf eine – leider nur teilweise erhalten gebliebene – alte Windmühle. Darüber hinaus fand am 14. Oktober nun das zum ersten Male veranstaltete „Wind-Fest“ statt. Im Programm wurde das gemeinsame Basteln von Drachen sowie von hölzernen Miniatur-Windmühlen angeboten, die späterhin als Gartenschmuck dienen können. Ferner gab es Kurse in der Technik, Drachen steigen zu lassen, und anschließende Wettbewerbe unter den Teilnehmern. Schließlich folgte noch eine Show, in der erfahrene Piloten riesengroße Drachen z. B. in Gestalt von Tieren, Rotoren oder Turbinen vorführten.

ZEITLEISTE Das städtische Kunstzentrum „Galerie El“ hat eine neue Direktorin. Da im Juli dieses Jahres die dreijährige Amtszeit des bis dahin amtierenden Leiters Jarosław

Denisiuk abließ, war die Stelle offiziell ausgeschrieben worden. Nachdem sich daraufhin allerdings zunächst nur eine Kandidatin – eine langjährige Mitarbeiterin der Galerie – beworben hatte, ging das Verfahren in eine zweite Runde. Nun nahmen sechs Kandidaten teil, aus denen im September Adriana Ronzewska-Kotyńska ausgewählt wurde. Die 37-jährige Architektin und Künstlerin ist dem Elbinger Kunstpublikum gut bekannt: Sie schuf u. a. eine Wandmalerei, die an einer Zeitleiste die Geschichte Elbings verdeutlicht. Diese Arbeit zielt die Schallschutzwände an einer Straßenbahn-Kehrschleife. Zudem ist Adriana Ronzewska-Kotyńska Mitinitiatorin des Projekts „Zielbląg“, bei dem die Einwohner der Stadt mit den neuesten Möglichkeiten und Tendenzen vertraut gemacht werden, die auf eine Verschönerung der Stadtlandschaft mit Begrünungsmaßnahmen hinzahlen, und bei dem sie zugleich dazu animiert werden sollen, in ihrem privaten Umfeld Mini-Grünanlagen einzurichten. Die neue Direktorin hat die Absicht bekundet, das Angebot der Galerie im Bereich der modernen Architektur zu verstärken, und will es auch intensiver in die Diskussion über urbane Stadtstrukturen mit einbinden.



Die Elbinger „Zeitleiste“ von A. Ronzewska-Kotyńska in der ul. Ogólna (dem ehemaligen Thüringer Weg)

Joanna Szkolnicka

Kulm

RUHMESDENKMAL



Das neue Reiterstandbild von Zbigniew Mikielewicz



Mitglieder des Reiterklubs „Joker“ beim Festakt Anlässlich des 100-jährigen Jubiläums der staatlichen Unabhängigkeit Polens ist am 29. September auf dem Marktplatz ein Denkmal für die Ulanen des Jäger-Regiments zu Pferde Nr. 8 eingeweiht worden. Es entstand dank Spenden zahlreicher Firmen und privater Personen. Auch die Woiwodschaftsregierung unterstützte das Projekt finanziell. Geschaffen wurde das Reiterstandbild von Zbigniew Mikielewicz, einem im Umfeld der Region Kujawien-Pommern bekannten Bildhauer. An den Feierlichkeiten nahmen Vertreter der Stadt- und Woiwodschaftsverwaltung teil. Zudem war Maksymilian Kasprzak erschienen – der letzte noch lebende Ulan dieses Regiments. – Das Jäger-Regiment zu Pferde Nr. 8 wurde 1921 in der Garnison Kulm aufgestellt. Im September 1939 kämpften die Ulanen in mehreren Schlachten wie u. a. in derjenigen an der Bzura (bzw. der Schlacht bei Kutno). Die Tradition dieses Regiments pflegt der Reiterklub „Joker“ aus Działowo (Dzialowo bzw. Zialau, Soldau oder auch Delau) im Kreis Briesen. Seine Mitglieder organisieren zahlreiche historische Pferdetouren zu Ortschaften, die mit der Regimentsgeschichte verbunden sind. Im Jäger-Regiment zu Pferde Nr. 8 leisteten übrigens auch viele Deutsche ihren Militärdienst ab, die als polnische Staatsbürger vor dem Zweiten Weltkrieg in Westpreußen gelebt haben. *Piotr Olecki*

Marienburg

NEUE PERSPEKTIVE? Die Verwaltungen der Landkreise Marienburg und Dirschau haben sich darauf verständigt, gemeinschaftlich in Warschau Infrastruktur-Mittel zu beantragen, damit die notwendigen Kosten für die Renovierung der seit 2011 gesperrten Weichselbrücke Liessau-Dirschau endlich aufgebracht werden können. Beide Landkreise haben sich zwar schon seit Jahren mit erheblichen Beiträgen an den entsprechenden Baumaßnahmen beteiligt, sehen sich aber angesichts zusätzlicher Mängel, die inzwischen festgestellt worden sind, außerstande, noch zusätzliche Finanzmittel aufzubringen. Dass die Brücke immer

noch unpassierbar ist, zwingt die Bewohner der Ortschaften Liessau und Neuteich wie schon seit Jahren, auf ihrem Weg nach Dirschau auch weiterhin einen Umweg von 20 Kilometern in Kauf zu nehmen.

FEUERWEHR ERFOLGREICH Alle vier Jahre findet im ehemaligen Westpreußen ein Landeswettbewerb der Freiwilligen Feuerwehren statt. In diesem Jahr war der Austragungsort Gnewin (Gniewino) im Kreis Neustadt. Unter den teilnehmenden 28 Mannschaften vertrat diejenige aus Heubuden den Landkreis Marienburg; und es gelang ihr, bei diesem prestigeträchtigen Wettbewerb ein überdurchschnittliches Abschlussergebnis zu erzielen.



WÜRDIGE EINWEIHUNG Der ehemalige evangelische Friedhof von Tessendorf (Nowa Wieś), einem Ort, der etwa einen Kilometer von Marienburg entfernt liegt, befand sich 2015 in einem gänzlich verfallenen Zustand. Nach mehreren Versuchen, hier Abhilfe zu schaffen, führten Kontakte mit dem Vorstand der Stiftung Mater Dei zu den beiden Lokalhistorikern und Burgführern Piotr Topolski und Bogusław Krauze, die sich bereitfanden, diese anspruchsvolle und arbeitsintensive Aufgabe zu übernehmen. Sie reinigten die gesamte Fläche von Müll und Gestrüpp, richteten die noch vorhandenen Grabfassungen neu ein, stellten aus den auffindbaren Bruchstücken der früheren Grabsteine ein Lapidarium zusammen und legten sogar eine Treppe bis zum Zentralpunkt des Friedhofs an. Diese ehrenamtlichen Tätigkeiten fanden am 24. September ihren Abschluss – und ihre wohlverdiente Anerkennung – durch die feierliche Einweihung des erneuerten Gottesackers, der jetzt zu einem würdevollen Erinnerungsort geworden ist.



01 Gedenktafel, die an den früheren Friedhof (bis 1945) und an die Renovierung der Jahre 2017/18 erinnert, mit einem Gebilde, das von der Vertretung der deutschen Minderheit niedergelegt worden ist.



02 Teilnehmer an der Feierstunde (v. l. n. r.): Der Bürgermeister von Kalthof, Marcim Kwiatowski, ein Geistlicher, der Marienburger Bürgermeister Marek Charzewski, Dorota Raczkowska, die Direktorin des neuen Stadtmuseums, Ruth Schlingeloff und Herr Holke als Vertretung der deutschen Minderheit, Piotr Topolski und Bogusław Krauze sowie ein weiterer Geistlicher

03 Besichtigung des Lapidariums

WEITERE PARTNERSCHAFT

Die freundschaftlichen Kontakte zwischen Marienburg und der Partnerstadt Monheim sind um eine Facette bereichert worden. Eine Delegation der dortigen Sekundarschule, bestehend aus dem stellvertretenden Direktor Martin Paeslack, drei weiteren Lehrern und zwölf Schülern, besuchte die Grundschule Nr. 2 im Ortsteil Sandhof. Das Treffen verfolgte das Ziel, die deutschen und die polnischen Jugendlichen miteinander bekanntzumachen, Vorurteile abzubauen und persönliche Kontakte, wenn nicht Freundschaften zu fördern. Die Gäste wurden von Bürgermeister Marek Charzewski herzlich empfangen und unterzeichneten gemeinsam mit der Leitung der Grundschule eine Partnerschaftvereinbarung, die durch weitere gegenseitige Besuche mit Leben erfüllt werden soll.

Bodo Rückert

Thorn

GEDENKSTÄTTE Am 6. Oktober wurde das Mahnmal eingeweiht, das an die etwa 30.000 in den ersten Monaten des Zweiten Weltkrieges ermordeten polnischen Staatsbürger erinnert (und über das DW bereits in 3/2018 berichtet hat). Die Täter waren bekanntlich Mitglieder des paramilitärischen „Volksdeutschen Selbstschutzes“. Die Opfer gehörten der polnischen Intelligenz an oder waren in patriotischen Organisationen aktiv. Auf Initiative des Marschallamtes hin hatten Pfadfinder Erde von den mehr als 400 Massengräbern in den Woiwodschaften Pomorze und Kujawien-Pommern nach Thorn gebracht. Sie wurde nun in einer Urne in das Denkmal integriert. Das zentrale Element der Gedenkstätte stellt ein „zerschossenes Haus“ dar. Im großen Einschussloch befindet sich eine Metallplatte mit den Namen der Ortschaften, die von diesen Mordaktionen betroffen waren. Zur Einweihung wurden Familienangehörige der damals exekutierten Menschen eingeladen. Sie hatten die Möglichkeit, sich in ein Erinnerungsbuch einzutragen und neben den Texten auch



FOTOS: PIOTR OLECKI

Fotos zu hinterlassen. Der international seit Jahrzehnten höchst renommierte polnische Komponist Krzysztof Penderecki schuf aus Anlass der Einweihung eine neue Komposition – *Lacrimosa nr 2* –, die während der Feierlichkeiten uraufgeführt wurde.



DIPLOMATENSCHULE Jahr für Jahr organisiert die 1. Kopernikus-Oberschule (das ehemalige Kopernikus-Gymnasium) die Veranstaltung „TOMUN“, das „Thorner Modell der UN“. Dabei simulieren Jugendliche aus Polen und dem Ausland Beratungen und Beschlussfassungen nach den Vorgaben und Verfahren der Vereinten Nationen. Vom 5. bis zum 7. Oktober fand das Treffen neuerlich statt: Diesmal kamen Vertreter von 14 Schulen zusammen, darunter sechs aus dem Ausland, und zwar aus Luxemburg, Deutschland, Ungarn,

den USA, Lettland und der Slowakei. Englisch bildete die offizielle Tagungssprache. Die Schüler mussten diejenigen Nationen repräsentieren, die ihnen von den Organisatoren zugeordnet wurden. In diesen Rollen sollten sie Lösungen für die dringenden Weltprobleme entwickeln sowie entsprechende Resolutionen vorbereiten und im Sicherheitsrat einbringen. Besondere Bedeutung erhielt dabei die Arbeit im UN-Menschenrechtsrat und in der Klimakonferenz der Vereinten Nationen.

Piotr Olecki



FOTOS: WERONIKA BRĄCZKOWSKA

Kultur-Informationen aus dem »Land am Meer«

WIND VOM MEER – 100 JAHRE DANACH

Der von Stefan Żeromski verfasste Roman *Wind vom Meer* erschien 1922 in der allgemeinen Euphorie über die Wiedergeburt Polens und die Wiedererlangung des Zugangs zum Meer. Er besteht aus mehreren Erzählungen, deren Handlung in der Kaschubei spielt. Nun animierte das Werk das Nationalmuseum in Danzig und die ebendort beheimatete Joseph-Conrad-Stadt- und -Woiwodschaftsbibliothek dazu, ein literarisch-künstlerisches Projekt durchzuführen. Die eingeladenen Künstler sollten eigene zeitgenössische Interpretationen zum Werk Żeromskis schaffen, ohne dass ihnen formale Ansätze oder künstlerische Techniken

vorgeschrieben wurden. Die im Laufe des Projekts entstandenen Werke sollen als Illustrationen für die Neuauflage des Romans dienen; unabhängig davon werden sie auch in einer Ausstellung im Nationalmuseum präsentiert, deren Eröffnung am 7. Oktober stattgefunden hat und die bis zum 11. November zu besichtigen ist. Schließlich sind sie auch in die Sammlung moderner Kunst des Nationalmuseum aufgenommen worden.



Marcin Zawadzki, „Smętek“
[Traurigkeit], Ölgemälde

„12 ERZÄHLUNGEN FÜR GUTE ZEITEN“

So lautet der Titel einer szenischen Produktion, die in Neustadt (Wejherowo) Aufsehen erregt: Am 21. Oktober ist sie bereits am Jakob-Weiher-Platz im Rahmen einer Freiluftveranstaltung zu sehen gewesen, und am 11. November wird sie in der Kaschubischen Philharmonie (Filharmonia Kaszubska) aufgeführt. Die Handlung spielt in Neustadt während der Zwischenkriegszeit. Der Regisseur, Sławomir Narloch, verfolgt die Absicht, eine patriotische, aber keineswegs pathetische Erzählung vom Leben in jener Zeit zu bieten, die von Hoffnung, sozialen Veränderungen, großen Herausforderungen und neuen Entwicklungsperspektiven gekennzeichnet war. Dabei wird der Musik eine wesentliche Rolle zugewiesen, und in die Struktur der Komposition werden auch Einzelschicksale, Anekdoten und Kolportagegeschichten eingelagert. Auf der Bühne erscheinen mehr als 100 Personen: Schauspieler von einem der Warschauer Theater, Schüler und Lehrer aus Neustadt sowie Mitglieder der lokalen Chor-Vereinigungen. – Die Aufführung wird von einer Reihe von Veranstaltungen begleitet, die ihrerseits im Rahmen der gesamt-polnischen Aktion „oblicza Suwerennej“ [Gesichter der Souveränen] stattfinden. (Mit „der Souveränen“ ist Polen nach der Wiederherstellung der staatlichen Unabhängigkeit gemeint.) Dazu gehört einerseits eine Ausstellung

über das Leben in Neustadt in den 1920er und 1930er Jahren. Eine zentrale Figur ist dabei der im September 1939 erschossene Neustädter Bürgermeister Teodor Bolduan. Andererseits werden auch Workshops zur Herstellung von Zeitungen und Stammbuchblättern im Retro-Stil angeboten.

DIRSCHAU / TCZEW



Zu einer Reise in die Vergangenheit lädt das Dirschauer Kulturzentrum mit der Ausstellung „20 Jahre Freiheit. Dirschau 1920–1939“ ein. Dabei handelt es sich um die umfangreichste und ambitionierteste Schau in der bisherigen Geschichte des Zentrums. Die Ausstellung ist in mehrere thematische Kategorien wie „Januar 1920“, „Józef Haller“ oder „September 1939“ unterteilt. Beim Rundgang kann man beispielsweise einen Blick in das Innere des Bahnhofsgebäudes von Dirschau werfen, das Kabinett eines Landrats erkunden oder Buden auf dem altstädtischen Markt betreten. Die Atmosphäre dieser Zeit wird auch mit Hilfe von zahlreichen Multimedia-Installationen vermittelt, und in lebensgroßen Figuren begegnen den Besuchern beispielsweise Wanderjuden oder Studenten der Seefahrtsschule (die in Dirschau als erste in Polen direkt 1920 eröffnet worden war). Attraktiv ist nicht zuletzt auch ein Kaiser-Panorama, bei dem durch ein Guckloch alte Bilder von Dirschau betrachten werden können. – Die Ausstellung läuft schon seit fast zwei Jahren und ist noch bis Ende Januar 2019 zu besichtigen.

DER WIEDERGEWONNENE HIMMEL

Am 14. Oktober bestand die Möglichkeit, an einer Führung durch die Aula des ehemaligen Polnischen Gymnasiums in Danzig teilzunehmen und den „Polnischen Himmel“, eine Deckenmalerei, die 1937 von Bolesław Cybis und Jan Zamojski geschaffen worden war, zu betrachten. Dieses – stark von spezifisch polnischen Motiven geprägte – Werk hatten die Nationalsozialisten aus ideologischen Gründen gänzlich zerstört. Nun aber war es von Professoren und Studenten der Danziger Kunstakademie aufgrund von Archiv-Fotos sorgfältig wiederhergestellt und am 8. Mai dieses Jahres feierlich enthüllt worden. Bei der Führung wurde den Besuchern jetzt die komplexe Symbolik erläutert, und sie erfuhren, wie sich verdeckte Anspielungen entschlüsseln lassen. Eine zentrale Gestalt des Werkes ist beispielsweise die „Mater Polonia“, umgeben von Personifikationen des Gewerbes, des Handels, der Landwirtschaft sowie der größeren polnischen Städte. Überdies vermochte eine Experten-Analyse der abgebildeten Lage und Konstellation der Milchstraße belegen, dass das Deckengemälde exakt den Sternenhimmel vom August 1937 darstellt.

Joanna Szkolnicka

DIE „SCHLACHT BEI SCHWETZIN“ IM REGIONALMUSEUM KROCKOW

Die Lebendigkeit der lokalen Geschichte



Mitten im Kampfgetümmel



Der freie Blick in die
Dachkonstruktion

WER DAS MUSEUM IN KROCKOW aus früheren Jahren kennt und es jetzt betritt, wird im ersten Moment denken, dass auch hier jüngst eine „Schlacht“ stattgefunden haben muss, die zu tiefgreifenden Veränderungen geführt hat. Dann aber wird sich die Überraschung in Staunen und Bewunderung verwandeln: Nichts erinnert an die eher engen und verwinkelten Räumlichkeiten, vielmehr fällt der Blick nun auf eine großzügige, freie Ausstellungsfläche; zugleich wird er nach oben hin nicht mehr von einer Zwischendecke begrenzt, sondern kann ungehemmt bis zum Dachtragwerk schweifen: Ein atemberaubender Raumeindruck! Diese völlig neue Disposition eröffnet für Ausstellungsgestaltungen mannigfache neue Möglichkeiten, stellt sie zugleich freilich auch vor bislang ungewohnte Herausforderungen.

Bei genauerer Betrachtung wird allerdings auch klar, dass die „Kampfhandlungen“ gegenwärtig nur ruhen, lediglich für die aktuelle Schau unterbrochen worden sind. Die Balken und Streben müssen noch weiter bearbeitet werden, und im Untergeschoss soll sich noch ein Gewölbe befinden, von dem die Direktorin hofft, es erkunden und späterhin vielleicht sogar für ihre Zwecke nutzen zu können. Die Freunde des Museums dürfen somit darauf rechnen, auch im nächsten Jahr von weiteren Fortschritten überrascht zu werden. *DW*



Am 17. September des Jahres 1462, in der Spätphase des Dreizehnjährigen Krieges, fand in der Nähe von Krockow, beim Dorf Schwetzin (Świecino), die „Schlacht von Schwetzin“ (Bitwa pod Świecinem) statt. Hier trafen Truppen des Preussischen Bundes und seiner Schutzmacht Polen auf ein Heer des Deutschen Ordens, der eine schwere Niederlage erlitt. Dieses Ereignis gehört sicherlich zu den wichtigen Merkpunkten innerhalb der langwierigen kriegerischen Auseinandersetzungen der Jahre von 1454 bis 1466, gleichwohl scheinen die Historiker darin übereingekommen zu sein, dass diesem Kampf für den Krieg insgesamt keine überragende Bedeutung zuzusprechen sei. Deshalb könnte es ein neutraler Beobachter vielleicht als unangemessen oder übertrieben empfinden, wenn der rekonstruierte Ablauf der Schlacht Jahr für Jahr an dem entsprechenden Ort nachgespielt wird. Oder er könnte dieses „Event“ angesichts der aktuell sehr verbreiteten Neigung zu Living-History-Veranstaltungen sogar als reine Modeerscheinung abtun.

Aus der lokalen Perspektive heraus betrachtet, kann man allerdings zu einer deutlich anderen Einschätzung kommen. In der Gegend von Krockow ist das Andenken an diese Vorgänge immer noch höchst lebendig. Eine Publikation, die erst jüngst (2015) vom Museum herausgegeben worden ist – „Strofy z Krokowskiej Ziemi“ [Verse aus der Kro-

ckower Gegend], enthält beispielsweise zwei Sagen, die sich direkt auf die Geschichte von Schwetzin beziehen. Der Autor, Wojciech Klank, verbrachte seine Kindheit in unmittelbarer Nachbarschaft des Schlachtfeldes bei seinen Großeltern, die abends die alten, in der Region vertrauten Sagen und Legenden zu erzählen pflegten. Als er erwachsen wurde, entdeckte er sein Talent zum Dichten und hielt auf diese Weise das lokale Volksgut fest. Im Gedicht „Guter See“ wird von der schwe-

großformatigen Werk hat sich der Künstler von seiner engen Bindung an die Geschichte seiner Heimat leiten lassen. Dabei eröffnet er mit seinen spezifischen Stilmitteln eine eigenwillige, kritische Sicht auf das Geschehen: Der Aspekt des heroischen Kampfes wird weitestgehend unterdrückt, während zwischen den beiden – bedrohlich aufeinander zustürmenden – Parteien die Opfer des Krieges ins Zentrum der Darstellung rücken.

Jenseits des engeren lokalen Umfeldes hat die Schlacht von Schwetzin auch einen anderen Künstler zu einer schöpferischen Auseinandersetzung zu inspirieren vermocht. Es handelt sich um den Maler Stanisław Eugeniusz Bodes (* 1951), der in seiner Konzeption allerdings einen andersartigen Blick auf das Kampfgeschehen wirft. Er will vornehmlich die atemberaubende Dynamik des Kampfgetümmels veranschaulichen und konzentriert die Aufmerksamkeit der Betrachter auf den entscheidenden Moment, in dem die Niederlage der Deutschordensritter und ihrer Söldner offenbar unabwendbar geworden ist. Dieses Gemälde gehört zu einer Werk-Reihe, in der Bodes sich unter dem Obertitel „Zum Ruhme der Helden“ mit der Geschichte der eigenen Nation beschäftigt und an der er bereits seit über zwanzig Jahren arbeitet. 2018, im Jahr, in dem das 100. Jubiläum der Wiedererlangung der staatlichen Unabhängigkeit begangen wird, finden der Maler und sein Œuvre in Polen eine besonders große Resonanz. Trotzdem hat sich der Künstler dazu bewegen lassen, für die Ausstellung in Krockow kolorierte Zeichnungen der beiden Hauptkontrahenten zu ergänzen: Das Abbild des späterhin gefallenen Fritz von Raveneck, des aus Franken stammenden Söldners, der zum Zeitpunkt der Schlacht bereits seit neun Jahren im Dienste des Ordens gestanden hatte, zeichnet eine gewisse Schwere aus, während dasjenige seines letztlich triumphierenden Gegenspielers Piotr Dunin – ungeachtet aller Verletzungen, die auch er erlitten hat – den Eindruck einer größeren Leichtigkeit und Beweglichkeit erweckt.



Holzrelief von Robert Wenta

ren Verwundung von Piotr Dunin von Prawkowice, dem großen polnischen Heerführer der Schlacht, und von seiner glücklichen Genesung dank dem heilenden Wasser des Sees erzählt. Das Gedicht „Gottes Fuß“ handelt von der Geschichte eines allgemein bekannten Felsblocks, der diesen Namen trägt und bei den historischen Vorgängen bedeutsam geworden ist. – Auf diese und andere alte Sagen muss auch der berühmte polnische Schriftsteller, Dramatiker und Publizist Stefan Żeromski gestoßen sein, als er nach dem Ersten Weltkrieg in der Nordkaschubei lebte und u. a. die Krockower Gegend durchforschte. In seinem 1922 erschienenen Roman „Wind vom Meer“ hat er Erzählungen zur Geschichte der polnischen Küste verarbeitet, die häufig auf Mythen und Legenden basieren, und er beschreibt auch die Schlacht von Schwetzin. In seiner Darstellung kommt die Sehnsucht der Zweiten Polnischen Republik nach einem Zugang zum Meer zum Ausdruck, und mithin reflektiert seine Sicht auf die Vorgänge naturgemäß das zur Entstehungszeit des Werks sehr angespannte, konfliktbetonte Verhältnis zwischen Polen und Deutschland.

Im Umkreis von Schwetzin leben nicht nur die alten Erzählungen weiter. Die Schlacht vermag hier auch zu bildnerischen Gestaltungen herauszufordern. Dies zeigt ein Holzrelief, das Robert Wenta (* 1986) geschaffen hat. Bei der intensiven, zeitaufwändigen Arbeit an seinem

Das Holzrelief von Robert Wenta sowie eine Reproduktion des Gemäldes von Stanisław Eugeniusz Bodes bilden gleichsam Anker der Krockower Ausstellung. Zudem werden dort Repliken gezeigt, die von der Ritter-Gilde beim jährlichen „Reenactment“ der Schlacht auf den Wiesen und Äckern von Schwetzin genutzt werden. Dazu gehören eine vollständige Rüstung aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, deren Original sich in der St. Petersburger Eremitage befindet, sehr gut nachgestaltete große Pavese wie auch stilgetreue Imitate von Kleidungsstücken jener Zeit. Zu den besonderen Attraktionen gehören zudem 126 Exponate aus der Sammlung des Archäologischen Museums in Danzig. Diese Ausstellungsobjekte stammen aus der mittelalterlichen Geschichte der Stadt und repräsentieren ein breites Spektrum der materiellen Kultur. Zum einen kommen sie aus dem Umfeld des Kampfes von Rittern und Fußvolk: Reitsporen, Schwert-Knäufe, Speer- und Bolzenspitzen, Teile einer Armbrust, Entersäbel sowie ein Beil und eine Hellebarde. Zum anderen gehören sie zu den Ausrüstungsgegenständen, die im Tross mitgeführt bzw. in der Wagenburg benötigt wurden: Küchengeschirr mit Töpfen, Keramik-Krügen, Tellern und Holzschalen; Werkzeuge wie Hammer, Schaufel und Schere; Vorhängeschlösser und Schlüssel; oder auch persönliche Gegenstände wie Messer, Holzlöffel und Knochenkämme. Darüber hinaus können neben Teilen von Kleidern und Gewändern sowie Schuhen, Lederhandschuhen, Schnallen und Gürtelbeschlägen auch verzierte Fibeln

PIOTR DUNIN Z PRAWKOWIC I ŚMIŁOWA
* ok. 1415 † 1484



W.C. Żukowski

Naczelny dowódca wojsk królewskich w Wojnie Trzynastoletniej
marchańsk radzimej i hetman wojska królewskiego w Prusach
Oberbefehlshaber der königlichen Truppenverbände
im Einmarschungs-Krieg
Hofmarschall und Heerführer der königlichen Armee
im Preußenland



17.09.1462



FRITZ VON RAVENECK
* ok. 1422 † 1462



W.C. Żukowski

Dowódca wojsk niemieckich rakonu krzyżackiego
podczas Wojny Trzynastoletniej
kapitan w Górnem, Starogodzie i Pucku
Hauptmann der Ordensritzen
im Dreizehnjährigen Krieg
Befehlshaber von Mewe, Stargard und Putzig

Gemälde von Stanisław Eugeniusz Bodes

und Ringe betrachtet werden. Schließlich verweisen einzelne Exponate (Kreuze aus Zinn, kleine Glocken oder Pilgerzeichen), die hier zum ersten Male außerhalb des Archäologischen Museums gezeigt werden, auf die Bedeutung, die das christliche Mittelalter der religiösen Praxis selbst – oder gerade – im Felde zumaß.

Sofern die Besucher tiefer in die Materie eindringen wollen, bieten ihnen großformatige, den Ausstellungsraum gliedernde Fahnen mit zweisprachigen – polnischen und deutschen – Texten dazu ausführlich Gelegenheit. (Formuliert hat sie Krzysztof Kwiatkowski von der Universität Thorn.) Auf diese Weise können einesteils die historischen Fakten und Hintergründe genauer erschlossen werden; andernteils eröffnen diese Flächen auch die Möglichkeit, sich mit Auszügen aus literarischen Werken – wie aus Stefan Żeromskis Roman – oder aus einschlägigen Quellen der zeitgenössischen Geschichtsschreibung zu beschäftigen. Hierzu gehören der Bericht des polnischen Chronisten Jan Długosz (im XII. Buch seiner „Annalen bzw. Chroniken des ruhmreichen Königsreichs Polen“), der die Geschehnisse vornehmlich aus der Perspektive der Königlichen Armee erfasst und interpretiert, sowie die Darstellung von Johann Lindau, einem Hauptsekretär des Danziger



FOTOS: GRAZYNA PATRYN

Oben: Panorama der Ausstellung

Unten: Blick in den Museumsraum – das Original der Rüstung stammt von Meister Lorenz Helmschmid, einem hervorragenden königlichen Waffenschmied Kaiser Friedrichs III.



FOTO: GRAZYNA PATRYN



FOTOS: URSULA ENKE

Rats, der dank seiner Position über Zugänge zur Korrespondenz und zu mündlichen Informationen der politischen Eliten verfügte und dessen Aussagen deshalb eine höhere Verlässlichkeit auszeichnet.

Die Ausstellung bemüht sich somit, die „Schlacht von Schwetzin“ im Spannungsfeld unterschiedlicher Gestaltungs- und Verstehensansätze erfahrbar zu machen und zugleich dafür zu sensibilisieren, dass solch eine Auseinandersetzung bis heute politisch aufgeladen und in Muster der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte eingelezen werden kann. Darüber hinaus möchte sie für die Bewohner der Nordkaschubei die Chance eröffnen, ein lange zurückliegendes Ereignis, das in Sagen und Legenden bis heute fortlebt, differenziert kennenzulernen und sich derart selbst, rational wie emotional, in der immer noch präsenten heimatischen Geschichte zu verorten.

Grazyna Patryn

Exponate aus der Sammlung des Archäologischen Museums Danzig und Replikat einer Pavese und eines Kleides sowie der Zeit entsprechender Kessel und Bottiche

EINLADUNG ZU SONDER- AUSSTELLUNGEN

... im Land an
der unteren
Weichsel

DANZIG Die Suche nach Spuren, die italienische Einflüsse in der Zeitspanne vom 15. bis zum 18. Jahrhundert auf Danzig ausübten, liegt einer Ausstellung zugrunde, die bis zum 31. Dezember unter dem Titel „Italien in Danzig“ im Grünen Tor, einer Abteilung des Danziger Nationalmuseums, veranstaltet wird. Die Exponate – von prachtvollen Paramenten über reich bebilderte Renaissance-Kodizes bis zu Glasgefäßen und Gemälden italienischer Meister – veranschaulichen einerseits das weitgespannte internationale Kontaktnetz der alten Hansestadt und andererseits die allgemeine Faszination durch die italienische Kunst und den Lebensstil jenes Landes als eines dominierenden Kulturzentrums des damaligen Europas. Die Ausstellungsstücke stammen aus mehreren Museen sowie kirchlichen und privaten Sammlungen sowohl in Polen als auch im Ausland, wobei insbesondere die Staatlichen Museen in Berlin zu nennen sind.

→ www.mng.gda.pl/our-services/oddzial-zielona-brama

DANZIG Für den Monat, in dem das Kirchenjahr zu Ende geht und die Reflexion über Sterblichkeit und Vergänglichkeit in den Vordergrund tritt, scheint eine Ausstellung besonders empfehlenswert, die das Thema der sepulkralen Kunst fokussiert. Unter dem Titel „Pocztówki z cmentarza“ [Ansichtskarten von Friedhöfen] versucht die Künstlerin Małgorzata Żerwe, an Beispielen aus mehreren europäischen und ame-

... im
deutschen
Sprachraum

BERLIN „Algorithmen der Modernität“ – unter diesem Titel porträtiert eine Ausstellung in der Galerie des Polen-Instituts Berlin unser Nachbarland zu Zeiten der sogenannten „Zweiten Polnischen Republik“ (1918–1939) durch das Prisma von Projekten aus den Bereichen der Stadtplanung, der Architektur und des Design. Dabei zeigen die verschiedenen Ansätze und Bemühungen, in welcher Weise zeitgenössische Gestaltungsmöglichkeiten zur Formung einer polnischen Nationalidentität eingesetzt wurden. Die Ausstellung ist bis zum 16. November zugänglich.

→ Galerie des Polnischen Instituts Berlin, Burgstr. 27, 10178 Berlin

COTTBUS „Blicke auf Polen / Blicke aus Polen“ lautet der Oberbegriff mehrerer Ausstellungen, die an verschiedenen Standorten des Brandenburgischen Landesmuseums für moderne Kunst (BLMK) veranstaltet werden. Drei dieser Ausstellungen laufen bis zum 18. November parallel im Dieselkraftwerk Cottbus. – Zum einen veranschaulicht eine umfangreiche Auswahl von 180 Plakaten aus der Sammlung des BLMK die „Eigensinnige Vielfalt“, die sich ergab, als polnische Plakatkünstler sich seit Anfang der 1950er Jahre im Kulturplakat eine Nische des Avantgardismus erkämpften. Zum anderen bietet Jakob Ganslmeier unter dem Titel „Lovely Planet: Polen“ einen ungewöhnlichen und humorvollen „Reiseführer“ durch ein Land der Gegensätze. Der Fotograf bereiste 2015 längere Zeit unser Nachbarland und spürte mit sei-

erikanischen Ländern zu vermitteln, wie unterschiedlich die Einstellung zum Thema Tod sein kann und inwiefern sie durch individuelle Sichtweisen sowie durch kulturelle Bedingungen geprägt wird. Die Ausstellung kann bis zum 5. Januar 2019 in der Photographischen Galerie, einer Abteilung des Danziger Nationalmuseums, besichtigt werden.



QUELLE: MUZEUM NARODOWE W GDANSKU

→ www.mng.gda.pl/our-services/gdanska-galeria-fotografii-zielona-brama

GDINGEN „Gewalt und Erinnerung“ lautet der Titel einer Ausstellung von Dorota Nieznalska, in der sie sich mit den Ergebnissen der „Sektion Rassen- und Volkstumsforschung“ (SRV) auseinandersetzt. Die Kuratorin, die sich schwierigen und teilweise sogar tabuierten Fragen wie gesellschaftlichen Frauen- und Männerrollen oder dem Verhältnis der katholischen Religion zur Körperlichkeit zuwendet, thematisiert hier die rassistisch begründete Gewalt. Den Ausgangspunkt ihres Projekts bildet die in Krakau aufbewahrte Dokumentation der von den Nationalsozialisten durchgeführte „Erforschung“ des Generalgouvernements, die insbesondere in Hinsicht auf die Rassenmerkmale der dortigen Bevölkerung vorgenommen wurde. Einen Zentralpunkt der Ausstellung bildet ein Ikonostas, in dem statt der üblichen Darstellungen von Heiligen die von der SRV aufgenommenen Fotos der in diesem Gebiet lebenden Menschen eingefügt worden sind. Die Ausstellung läuft im Museum der Stadt Gdingen bis zum 20. Januar 2019.

→ www.muzeumgdynia.pl

ner Kamera den gravierenden Veränderungen der Lebensbedingungen nach und zeigt nun ein Land voller extremer Kontraste, zwischen Aufbruch und Verfall, Konsum und Armut, Hochglanzfassaden und dörflicher Trostlosigkeit. Zum dritten schließlich zeigt Przemek Matecki „Kleine Bilder“, in denen er experimentell Abbildungen aus Kunstkatalogen mit Farbstrukturen und Montagen konfrontiert: So gewinnen sie ein zweites Leben als rätselhaft-amüsante Ölminiaturen.

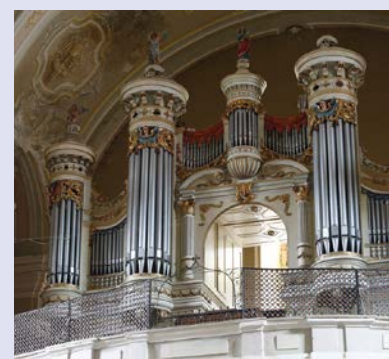
→ BLMK, Am Amtsteich 15, 03046 Cottbus

ELLINGEN Im Kulturzentrum Ostpreußen macht bis zum 25. November die eindrucksvolle Ausstellung „Verschwunden - Orte, die es nicht mehr gibt“ Station, die vom Zentrum gegen Vertreibungen als vierter Teil seines Ausstellungszyklus konzipiert worden ist.

→ Kulturzentrum Ostpreußen, Schlossstr. 9, 91792 Ellingen

ULM „Banater Orgeln und Orgelbauern“ ist eine Sonderausstellung gewidmet, die bis zum 6. Januar 2019 im Donaueschinger Zentralmuseum zu sehen ist. Sie erschließt die Geschichte und Bedeutung von Orgeln und Kirchenmusik in einer Region, in der bis heute Menschen vieler Konfessionen leben.

→ DZM, Schillerstraße 1, 89077 Ulm



Historische preußische Provinz und europäische Kulturregion?

WESTPREUSSEN-KONGRESS 2018

Mit dem Motto ihres diesjährigen Westpreußen-Kongresses vom 21. bis 23. September in Warendorf hatte sich die Landsmannschaft Westpreußen (LW) eine kritische Reflexion des eigenen Geschichtsbildes und dessen Zukunftsfestigkeit auf die Fahnen geschrieben: „Westpreußen – historische preußische Provinz und europäische Kulturregion?“ Immerhin nimmt dieses Thema die Doppelgesichtigkeit Westpreußens in den Blick, die in den vergangenen etwa 250 Jahren – unter je anderen Vorzeichen sowie jeweiligen nationalen Paradigmen folgend – von deutscher und polnischer Seite immer wieder negiert wurde und die es deshalb wieder nachdrücklich in Erinnerung zu rufen gilt. Hierzu bot die – vom Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat und von der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien durch das Kulturreferat Westpreußen geförderte – zentrale Kulturveranstaltung der LW einen trefflichen Anlass.

„Seit bald 100 Jahren“, erläuterte der Tagungsleiter, Prof. Dr. Erik Fischer, in seiner Einführung, „finden sich in den nachfolgenden politischen Formationen keine wirtschaftsgeographischen, territorial-administrativen oder kulturellen Strukturen mehr, die diese frühere Einheit ‚Westpreußen‘ ausgemacht haben – es sei denn, dass hier der ‚Reichsgau‘ in Anschlag gebracht werden sollte, der von den Nationalsozialisten während des Zweiten Weltkrieges eingerichtet worden war.“ Hieraus resultiere für die polnischen Bewohner ebenso wie für – vor allem jüngere – Deutsche, dass sie kaum noch zu rekonstruieren vermögen, welchen kohärenten Raum Westpreußen einmal gebildet haben könnte. „In dieser schwierigen Situation erscheint es angeraten“, so Fischer, „nach einem unbelasteten, zukunftsorientierten Begriff Ausschau zu halten, und bei diesem Bemühen ist die Formulierung von der ‚europäische Kulturregion‘ entstanden.“

Die Potenziale, aber auch möglichen Konflikte eines solchen Konzeptes auszuloten, unternahmen die aus Deutschland, Polen und Tschechien angereisten Referenten gemeinsam mit mehr als 100 Teilnehmern in Vorträgen, Arbeitsgruppen und Podiumsdiskussionen.



Stephan Raabe M. A.

Für den Eröffnungsvortrag hatte die LW den Landesbeauftragten und Leiter des Politischen Bildungsforums Brandenburg der Konrad-Adenauer-Stiftung, Stephan Raabe M. A. (Potsdam), gewinnen können, der unter dem Titel „Geteilte Geschichte – gemeinsame Erinnerung?“ aktuelle Perspektiven einer deutsch-polnischen Verständigung aufzeigte. Während er für Deutschland eine „verbreitete Unkenntnis der polnischen Geschichte und eine Nichtbeachtung des spezifischen polnischen Schicksals im 19. im 20. Jahrhundert“ diagnostizierte, gelte das gleiche in Polen für das „Schicksal der deutschen Vertriebenen“. Notwendig für eine weitergehende Vertrauensbildung und Verständigung seien daher das gemeinsame Bemühen um „historische ‚Wahrheit‘, Pflege der Erinnerungen, Interesse an den Erinnerungen der anderen und Solidarität im Miteinander“.

Am Beispiel von „Bezeichnungen für die Region an der unteren Weichsel im deutsch-polnisch-kaschubischen Spannungsfeld“ bot Prof. Dr. Jörg Hackmann (Greifswald), Alfred-Döblin-Professor für osteuropäische Geschichte am Institut für Geschichte und Internationale Beziehungen der Universität Stettin, einen historischen Rückblick auf deutsche und polnische Versuche, die jeweilige (geografische und historische) Deutungshoheit über die Region zu behaupten und damit zugleich (geopolitische) Ansprüche zu manifestieren. Als Alternative zu „Westpreußen“ sei in Polen vor allem die Bezeichnung „Pomorze Gdanskie“ virulent. Doch schein die einseitige Entscheidung für einen der Begriffe als gemeinsamen Namen den jeweiligen deutschen und polnischen Narrativen nicht gerecht zu werden. „Im Polnischen ist der Preußenname vor allem mit Bezug auf das Königliche Preußen (prusy Krolewskie) vermittelbar“, konstatierte Hackmann: „Umgekehrt wird ein Pommernname ohne Attribut im Deutschen nicht auf die Region an der unteren Weichsel bezogen. Pommerellen wäre hier die nächstliegende Alternative.“

Einzelne Aspekte der von Hackmann entfalteten Beziehungsgeschichte vertiefte Dr. Magdalena Sacha (Danzig) mit einem Blick auf die „inter-nationale Geschichte West-



Prof. Dr. Jörg Hackmann



Alexander Kleinschrodt M. A. im Westpreussischen Landesmuseum

eignissen, Bauensembles und anderen Kulturgütern verbinden lässt, dass aber andererseits auch die Bezeichnungen „Westpreußen“ oder „westpreußisch“ ihre eigene Geschichte haben: Sie werden zu einem bestimmten Zeitpunkt eingeführt, werden dann zu einem selbstverständlichen Sammelbegriff und später zu einer durchaus problematischen historischen Kategorie. Diese beiden Faktoren müssten museologisch reflektiert und in einem Museum plausibel verdeutlicht werden. Anschließend bestand Gelegenheit, begleitet von Alexander Kleinschrodt sowie dem Stadt- und Museumsführer Klaus Artmann – als Vertreter der täglichen Museumspraxis – in der Ausstellung konkret zu erkunden, wie Westpreußen hier im Spannungsfeld zwischen der früheren deutschen Provinz und dem unteren Weichselland als „deutsch-polnischer Kulturregion“ präsentiert wird.

Für historische Querverbindungen zwischen dem Ausstellungsgegenstand „Westpreußen“ und dem Museumsort Warendorf sensibilisierte anschließend Sebastian Schröder M. A. (Münster), Doktorand an der Abteilung für West-



Sebastian Schröder M. A.



Workshop zum Hanse-Netzwerk mit Stadtrundgang

fälische Landesgeschichte und dem Institut für vergleichende Städtegeschichte der Universität Münster. Bei einem Gang durch die Altstadt begab sich die Gruppe auf die Spurensuche nach einer „europäischen Kulturregion“ der Vormoderne und entdeckte dabei städtische sowie kaufmännische Beziehungen im Hanse-Netzwerk zwischen Westfalen und Westpreußen. In Westfalen wirkte sich die Hanse – gleichermaßen wie in Westpreußen – auf Handel und Wirtschaft aus. Städtische Bewohner beteiligten sich an den Geschäften in den hansischen Netzwerken. Zu ihnen gehörten Warendorfer Bürger und Kaufleute. Verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen führten sie bis in den Ostseeraum sowie das spätere Westpreußen.

preußens“. Diesen Ansatz zur Interpretation der regionalen Geschichte stellte die Mitarbeiterin des Kulturwissenschaftlichen Lehrstuhls der Universität Danzig zugleich als „Modell für ein zukünftiges gemeinsames Bild der untergegangenen Provinz“ zur Diskussion.

Im Folgenden hatten die Tagungsteilnehmer Gelegenheit, während zweier aufeinander folgender Workshops das Konzept einer „europäischen Kulturregion“ in der Praxis zu erproben. Hierzu brachen sie ins Westpreussische Landesmuseum (WLM) bzw. in die Altstadt des Tagungsortes Warendorf auf.

Im WLM erwartete sie Alexander Kleinschrodt M. A. (Bonn). Der Kulturwissenschaftler und Lehrbeauftragte für Probleme der transdisziplinären Theorien- und Methodenbildung an der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn fragte in einem einleitenden Vortrag nach konzeptionellen Möglichkeiten, „Westpreußen“ in einem Museum „auszustellen“. Dabei wurde deutlich, dass eine Region wie die als „Westpreußen“ bezeichnete sich einerseits sozusagen „wie von selbst“ mit einer Geschichte aus dort zu verortenden Er-

Nachdem die Teilnehmer derart auf Tuchfühlung mit Warendorf gegangen waren, war es dem stellvertretenden LW-Bundvorsitzenden Ulrich Bonk nach Rückkehr ins Tagungshaus eine besondere Freude, den Warendorfer Bürgermeister Axel Linke (CDU) zu begrüßen, der sich mit einem Grußwort an die Gäste in seiner Stadt wandte. Dabei betonte er nicht nur die Bedeutung des WLM für Warendorf, sondern



Bürgermeister Axel Linke



Blick ins Plenum

FOTOS: URSULA ENNE



Maja Konstantinović



Dr. Magdalena Sacha und Prof. Dr. Erik Fischer bei der Podiumsdiskussion

bekundete zudem – als Kind einer ostpreußischen Familie – die persönliche Sympathie für die Arbeit der Landsmannschaft Westpreußen, der Stifterin der Kulturstiftung-Westpreußen, die ihrerseits die Trägerin des WLM ist.

Nachdem die vorangegangenen Beiträge immer wieder in unterschiedlichen Zugriffen das Verhältnis zwischen deutschen und polnischen Geschichtsbildern mit Blick auf Westpreußen zum Thema hatten, führte der Vortrag von Maja Konstantinović (Prag) zu einer hierüber hinausgehenden Weitung der Perspektive: trat neben das deutsch-polnische nun doch das deutsch-tschechische Verhältnis als Vergleichspunkt. Am Beispiel der Nichtregierungsorganisation „Antikomplex“ erläuterte die freiberufliche Projektkoordinatorin, Deutschlehrerin und Übersetzerin, wie in Tschechien durch zivilgesellschaftliches Engagement Spuren des Sudetenlandes sichtbar gemacht werden und daraufhin gemeinsam mit der Vertreibung der Sudetendeutschen zu einem Thema

des gegenwärtigen historischen und allgemeinen Diskurses in Tschechien avancieren.

Beschlossen wurde der Kongress durch eine Podiumsdiskussion, welche die erörterten Einzelaspekte zusammenführte und – unter Leitung von Prof. Dr. Erik Fischer – auf die Zentralfrage hin verdichtete: „Westpreußen – eine tragfähige historische Kategorie im zukünftigen verständigungs-politischen Dialog zwischen Deutschen und Polen?“ Einleitend zeigte Dr. Magdalena Sacha auf, wie sich bis in die Gegenwart hinein die Bewohner des unteren Weichsellandes mit den heterogenen Identitätsfaktoren der Region auseinandersetzen und – teils sehr kleinräumige – Lokalidentitäten ausbilden. Auch Alexander Kleinschrodt M. A. betonte das Potenzial „Westpreußens“ für eine kontroverse aber eben auch kreative Debatte über deutsche, polnische und kaschubische Geschichtsbilder und Narrative. In diesem Sinne habe „Westpreußen“ – mit einer Kategorie, die in Diskursen der Denkmalpflege zunehmend Bedeutung gewinnt – einen hohen „Streitwert“. – Abschließend knüpfte der Autor dieses Berichts als Mitdiskutant an Eilert Herms' Überlegungen zur Tradition als Kategorie der Sozialethik an und betonte die Bedeutung, die dem Erinnerungsort „Westpreußen“ als Kristallisationspunkt einer, teils schmerzhaften, deutsch-polnischen Lerngeschichte zukomme. Die Erinnerung hieran gelte es angesichts wachsender Nationalismen in Europa gerade heute wachzuhalten.

Tilman A. Fischer

NOVEMBER 1918: DIE REVOLUTION IN DANZIG

Von Tilman Asmus Fischer

Der Kieler Matrosenaufstand vom 3. November 1918 ist – neben den gewaltsamen Auseinandersetzungen der Folgemonate, vor allem in Berlin – zum Inbegriff der revolutionären Umbrüche geworden, die das Ende des Ersten Weltkrieges und den Übergang Deutschlands vom Kaiserreich zur Weimarer Republik begleiteten. Auch wenn heute Kiel, Berlin und vielleicht noch die Münchner Räterepublik das historische Bild der Matrosen- und Rätebewegung prägen: Auch Danzig war Ziel und Schauplatz des Umsturzes, der am Ende nicht in die Räterepublik, sondern in eine Demokratie führte.

Es scheint, als hätte sich die historische Forschung – weil die revolutionären Umtriebe in Danzig keine Dynamik entwickeln konnten, die derjenigen in den genannten Städten vergleichbar wäre – nicht sonderlich für die Tage des Umbruchs an der Motlau interessiert. Zwar sparen die stadtgeschichtlichen Monografien die Thematik nicht aus, um sich jedoch ein konkretes Bild von der Lage vor Ort machen zu können, ist es notwendig, sich „ad fontes“ – zu den Quellen – zu begeben. Ein solches Zeitdokument ist uns mit den noch 1918 im Verlag W. F. Bura in Danzig veröffentlichten Erinnerungen von Hauptmann a. D. Dr. Wilhelm Bröner, *Die Revolutionstage in Danzig*, überliefert. Sie umfassen den Zeitraum zwischen dem 3. und 18. November 1918 und vermögen uns noch heute einen Einblick in die Vorgänge auf Danzigs Straßen und die Stimmungslage in der Stadt zu gewähren.

Danzig im November 1918 – ein Überblick

Bevor wir auf die einzelnen Ereignisse blicken, die Bröner aus Danzig berichtete, ist es jedoch notwendig, sich einen Überblick über den historischen Gesamtzusammenhang zu verschaffen. Wie verlief die große Linie der Danziger Revolution? Und warum blieb hier eine Gewalteskalation, anders als etwa in Berlin, aus? – Peter Oliver Loew erlaubt uns nachzuvollziehen, wie auch

an der Motlau quasi über Nacht eine neue politische Epoche anbrach:

Nur wenige Stunden nachdem der Kaiser abgedankt hatte, hielt die Revolution auch in Danzig Einzug. Am 10. November stürmten revolutionäre Matrosen Gefängnisse in der Stadt, und bei einer Großkundgebung auf dem Heumarkt verkündeten führende Sozialdemokraten die Ausrufung der Republik. Ein deutscher Arbeiter- und Soldatenrat übernahm die Macht in Danzig, auch ein polnischer Rat entstand. Die Garnison unterstellte sich den Räten und sorgte, gemeinsam mit der Bürgerwehr, für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung. Am 11. November legte ein Generalstreik die Stadt lahm.

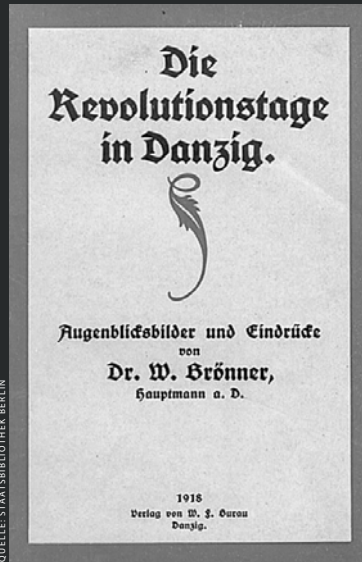
Dafür, dass die Revolution sich an der Motlau ohne sonderliche Radikalität oder Gewaltausschreitungen vollzog, lassen sich im Wesentlichen vier Erklärungen finden. Das von Loew ins Feld geführte erste Argument, die Danziger seien ob der angespannten Nahrungsmittelversorgung eher mit der Fürsorge für ihr Überleben als mit der Revolu-



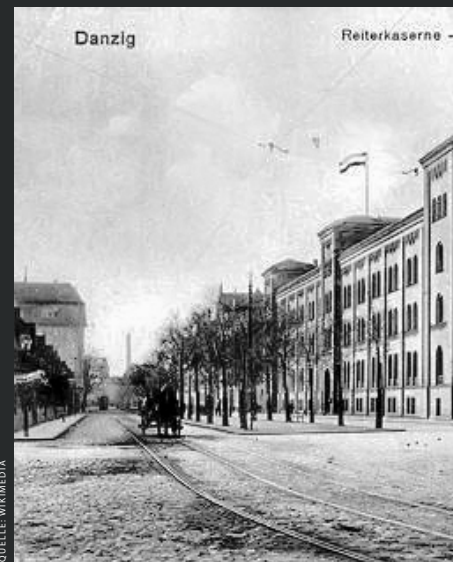
QUELLE: FRIEDRICH-EBERT-STIFTUNG

„Friedens-Mahnruf der Sozialdemokratie“ in der Danziger Volkswacht vom 9. November 1918 (Quelle: <http://library.fes.de/danzig/pdf/1918/1918-045.pdf>)

Die Revolutionstage in Danzig:
Augenblicksbilder und
Eindrücke von Dr. W. Brönnner,
Hauptmann a. D.



QUELLE: STAATSBIBLIOTHEK BERLIN



QUELLE: WIKIMEDIA

Die Reiterkaserne des Danziger
Infanterie-Regiments Nr. 128 um 1900



QUELLE: REINHARD GEHL

Julius Gehl, 1912 bis 1919 als
Bezirksparteisekretär und
Vorsitzender des SPD-Bezirks
Westpreußen

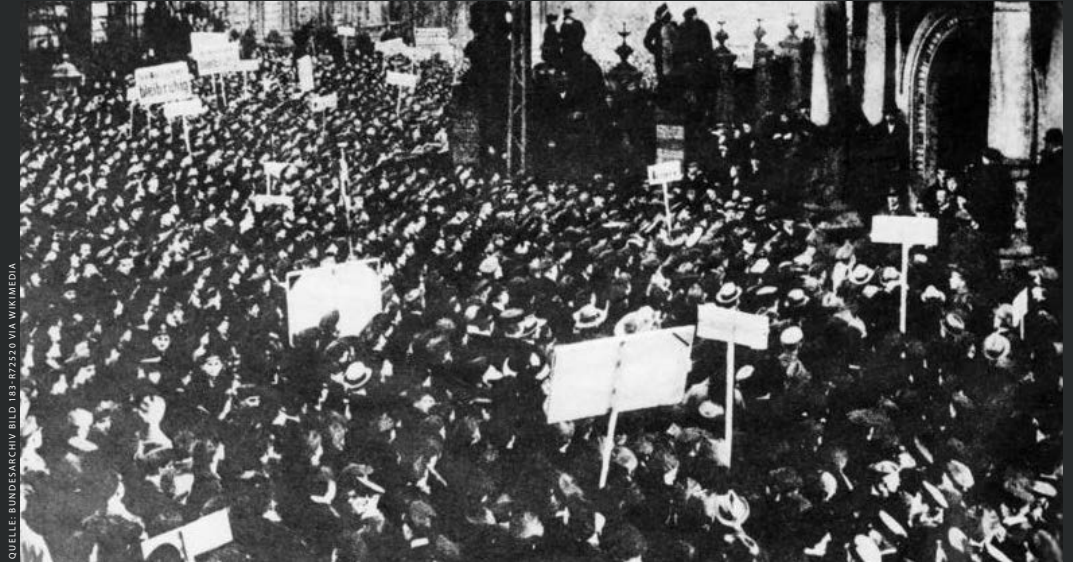
tion befasst gewesen, mag vielleicht das schwächste sein: Sicher entbehrt es nicht jeder Plausibilität, jedoch muss in Rechnung gestellt werden, dass auch im weiteren revolutionären Deutschland ein Versorgungsnotstand herrschte. Zweitens erhielt die politische Linke nach dem ersten revolutionären Aufflammen wieder ernstzunehmende Konkurrenz: Angesichts der verlautbarten polnischen Ansprüche auf Danzig konnte

die politische Rechte mit antipolnischen Positionen schnell Rückhalt in der Bevölkerung gewinnen. Drittens kann darüber spekuliert werden, wie sich die Geschichte vollzogen hätte, wenn nicht per preußischer Kabinettsorder vom 24. März 1865 die preußische Marinestation der Ostsee – also die oberste Kommandobehörde der preußischen Seestreitkräfte in der Ostsee – von Danzig nach Kiel verlegt worden wäre. Andernfalls, so kann angenommen werden, wäre Danzig in der Folge zentraler Standort der Marine des Norddeutschen Bundes und der Kaiserlichen Marine gewesen – und letztlich hätte die Stadt dann das historische Schicksal treffen können, das nun Kiel ereilte. Viertens und letztens ist es – wie Loew hervorhebt – Julius Gehl zuzurechnen, dass sich die Revolution in Danzig verhältnismäßig ruhig vollzog. Der gelernte Maurer leitete von 1912 bis 1919 als Bezirksparteisekretär und Vorsitzender den SPD-Bezirk Westpreußen mit Sitz in Danzig und verantwortete von 1917 bis 1918 als Redakteur die sozialdemokratische Zeitung *Danziger Volkswacht*. Hätte er nicht mäßigend auf die Entwicklungen eingewirkt, hätten sich die Umbrüche durchaus anders vollziehen können.

Autosuggestion: Angst vor „roten Schiffen“

Und dies wäre genau genommen gar nicht so unwahrscheinlich gewesen. Denn auch in Danzig lässt sich ein Phänomen identifizieren, das Mark Jones in seinem 2017 erschienen Buch *Am Anfang war Gewalt* über die Gründungsmonate der Weimarer Republik herausgearbeitet hat: Autosuggestion. So fielen die ersten blutigen Schüsse in Kiel, weil sich unter den revolutionären Matrosen die Wahnvorstellung ausgebildet hatte, jederzeit mit Angriffen konterrevolutionärer Offiziere rechnen zu müssen; ebenso resultierten die Forderungen nach staatlichen Gewaltmaßnahmen gegen die Spartakisten in Berlin aus dem Mythos einer russisch finanzierten Geheimarmee des Kommunistenführers Karl Liebknecht. Was Mark Jones für die großen revolutionären Ereignisse in Kiel, Berlin und München konstatiert hat, trifft – das zeigen die Erinnerungen von Brönnner – auch auf die graduell weniger intensiven Entwicklungen in Danzig zu.

Hier scheint es ebenso wie dort vornehmlich eine unklare Informationslage – eine Mischung aus vermuteten Gefahren und bedrohlichen Gerüchten – gewesen zu sein, die das Stimmungsbild in der Stadt und ihrem Umland prägte. So mutmaßte man am 4. November, für Danzig drohe „die Gefahr einer englischen Flottenlandung oder eine Landung von Teilen der meuternden Flotte“: „Die roten Schiffe konnten erscheinen, um auch in Danzig die revolutionäre Bewegung in Gang zu bringen; sie konnten auch aus Mangel an Proviant in der Höhe Danzigs die Küste anlaufen. Man erfuhr bald von Landungen in Swinemünde und Stolpmünde. – Z. T. sollten es Fahrzeuge gewesen sein, die noch königstreu vor den Meuterern flüchteten.“ Entsprechend dem ambivalenten äußeren Bedrohungsszenario mutmaßte man zugleich rege über das Gefahrenpotenzial innerhalb der Stadtgrenzen: „Von geheimnisvollen Ver-



Ähnlich darf man sich die Großkundgebung auf dem Heumarkt vorstellen:
Blick auf eine Friedenskundgebung der Matrosen in Kiel 1918

sammlungen, von Zettel- und Flugblattverteilungen wurde gemunkelt. Ein Extrablatt erschien nach dem anderen.“

Eindrucksvoll verdeutlicht Brönners Notiz vom 8. November, wie sich durch das – letztlich nicht verifizierbare – äußere Bedrohungsszenario im Zusammenspiel mit Anzeichen innerer Unruhen die öffentliche Stimmung mehr und mehr zuspitzte: „Zwei rote Schiffe sollen vor Hela liegen. Ist Fliegeraufklärung möglich? Es lag dichter Nebel, die Marinennachrichtenstelle hat nichts gesehen. Die Revoltestimmung in Danziger Straßen wird stärker bemerkbar. Es knallt überall: Halbwüchsige und Kinder werfen Schwärmer und andere Feuerwerkskörper. Frauen und Kinder erzählen in den Straßen, in dieser Nacht gehe es los. Väter und Brüder würden sich auf dem Bahnhof prügeln gehen. Wie schon in diesem Kriege denkt man wieder an Einpacken, an noch rasch zu erledigende wichtige Geschäfte, an Abreise, an Wegsendung von Frau und Kind.“ Interessant ist vor allem der Hinweis auf die Geräuschkulisse, die auf Schüsse und andere Ausschreitungen schließen lassen konnte. In anderen Städten waren es, wie Jones herausstellt, ebensolche akustischen Signale, die von einer der sich gegenüberstehenden Parteien – oftmals grundlos – als feindlicher Beschuss gedeutet wurden, so dass die Situation eskalierte und es in der Folge zu tatsächlichen Gewaltausschreitungen, teils auch mit Todesopfern, kam. Brönners Aufzeichnungen verdeutlichen, dass es neben den unmittelbar für Danzig erwarteten Entwicklungen immer wieder auch die Nachrichten aus Berlin und anderen Städten der Revolution – sowie solche über die Verhandlungen mit den Alliierten – waren, die in Danzig wachsam verfolgt wurden und die Prognose über die eigene Situation mitbestimmten.

Revolution in geordneten Bahnen

Angesichts der Ungewissheit über die tatsächliche Bedrohungslage vollzogen sich die politischen und militärischen Entwicklungen im Danziger Gebiet folgendermaßen: Um den 4. November wurden mehrere auswärtige Truppenteile zur Absicherung der Stadt nach Danzig verlegt. Dabei entschieden sich die politischen Verantwortungsträger – bei allen notwendigen militärischen Sicherheitsmaßnahmen – nicht für Gewalt als erstes Mittel. Vielmehr herrschte Besonnenheit, und man setzte für den Fall der Fälle primär auf Verhandlungen, sofern „die meuternden Matrosen bei der erwarteten Ankunft mit sich reden lassen“ würden. Bevor jedoch meuternde Matrosen in Danzig anlanden konnten, kamen einem solchen Unterfangen am 7. November – wie Brönner treffend anmerkt, dem „Jahrestag der russischen Revolution“ – die Arbeiter und Matrosen der Putziger Seefliegerschule zuvor. Deren Arbeiter- und Soldatenrat erklärte unmittelbar im Zusammenhang mit seiner Gründung, für die „Aufrechterhaltung der Disziplin und Ordnung werde Sorge getragen“. Da auf Grundlage dieser Ankündigung offenbar ein Einvernehmen mit dem Kommando der Seefliegerschule hergestellt werden konnte, wurde von einem militärischen Eingreifen gegen die Meuterer abgesehen, und es kam zu keinen gewaltsamen Auseinandersetzungen. Nichtsdestoweniger besetzten Matrosen aus Putzig den Bahnhof von Rheda.

Zwei Tage später – am 9. November – kam auch in Danzig und seiner unmittelbaren Umgebung der Personenverkehr zum Erliegen. Dennoch: Auch hier blieb es dank der Besonnenheit aller Parteien – vor allem wohl des bereits erwähnten Julius Gehl – ruhig. Dieser erklärte weitsichtig, dass „die Bewegung in Danzig ruhig verlaufen“ würde, wenn „nicht geschossen werde“ – zumal er ohnehin prognostizierte, dass beim Einsatz militärischer Mittel die Trup-



Während es in Danzig ruhig blieb, eskalierte in Berlin die Gewalt: Kämpfer während des Spartakus-Aufstandes

pen den Gehorsam verweigern würden. Dies erwartete er auch für den Fall einer Landung von Schiffen meuterner Soldaten: „Vielleicht würden die Küstenbatterien einige Schüsse abgeben, aber was mache das Kriegsschiffen aus, und sobald erst Landungen erfolgt seien, werde kein Widerstand mehr geleistet.“ Gehl scheint es nicht nur gelungen zu sein, derart präventiv dem Einsatz militärischer Mittel entgegengewirkt zu haben. Vielmehr kam es am 9. November auch zu wegweisenden Einigungen zwischen den entscheidenden Akteuren in der Stadt: den Mehrheitssozialisten – also der SPD –, den „Unabhängigen“ – also der radikaleren USPD, die sich während des Krieges von ihrer Mutterpartei abgespalten hatte – und der städtischen Verwaltung. Nach einer gemeinsamen Sitzung von SPD und USPD traten um neun Uhr im Stadtverordneten-saal Vertreter der Sozialisten und der Behörden – „Oberpräsident, Regierungspräsident, Polizeipräsident, Bürgermeister, Stadträte, Kommandierender General, Kommandantur, Kriegsamtstelle“ – zusammen. Das Ergebnis dieser Besprechung kann gewissermaßen als Einigung auf eine ‚Revolution in geordneten Bahnen‘ bezeichnet werden: „Große Versammlung zur Ausrufung der Republik soll Sonntag [also am nachfolgenden Tage], Generalstreik Montag stattfinden. [...] Im gleichen Maße, wie Parteileitung ruhigen Verlauf gewährleisten könne, wollen Behörden vom Eingreifen ihrerseits absehen. [...] Kommandierender General und Oberpräsident bitten Bevölkerung

Danzigs, Bürger und Soldaten, Ruhe zu behalten und zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung jeder nach Kräften mitzuwirken.“ Von ebendiesem Geist war auch ein „Friedens-Mahnruf der Sozialdemokratie“ geprägt, der am gleichen Tag in Gehls „Danziger Volkswacht“ erschien.

Nur wenige Stunden nach der Sitzung war es eine Nachricht aus Berlin, die um 15 Uhr die Danziger Extrablatt-Leser erreichte und zunächst Ruhe und Ordnung in Frage zu stellen schien: Der Kaiser hat abgedankt! – „In Kasernen fängt tumultartiges Treiben an. Absetzung von Vorgesetzten wird gefordert.“ Als erstes wählt das Infanterie-Regiment 128 einen Soldatenrat, andere wie die 5. Grenadiere folgen. Zu einer Eskalation der Lage kommt es jedoch auch nach dieser Entwicklung nicht – vielmehr erklären die Einheiten gegenüber der SPD-Parteiführung, sie stünden „zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zur Verfügung“. Und dies scheint am 9. November – dem Tag des Endes der Monarchie – dann auch gelungen zu sein. So ist die einzige Begebenheit, die Brönnner über den Abend dieses geschichtsträchtigen Tages berichtet, eher anekdotischer Natur: „Kurz nach Mitternacht treffe torkelnden Betrunknenen auf Dominikswall. Brüllt singend: Freiheit, Freiheit, keine Mauern, kein Zuchthaus, frei muß der Mensch sein, und unterbricht sich drohend zu einem Passanten: Verfolgst du mir, was! Du willst mir wohl verfolgen? Passant weicht wortlos aus.“



QUELLE: MARTIN LEZIUS: FAHREN UND STANDARTEN DER ALTEN PREUSSISCHEN ARMEE. STUTTGART 1935. VIA WIKIMEDIA

Regimentsfahne des Danziger
Infanterie-Regiments Nr. 128

Großkundgebung und Gefängnisstürmungen

Einige Stunden vor Beginn der für Sonntag, den 10. November, geplanten Großkundgebung, um 9.30 Uhr, traf in Danzig ein Zug aus Richtung Dirschau ein. Seine Insassen, 150 Zivilisten und Militärangehörige, gaben sich als Danziger auf dem Weg zu ihren Angehörigen in der Stadt aus. Nichts Böses ahnend, ließ man sie gewähren. Tatsächlich handelte es sich jedoch um – größtenteils aus Gefängnissen befreite – Bolschewisten, die nun eine regelrechte Welle von Gefängnisstürmungen in Danzig auslösten. Ziel waren die Militärarrestanstalten I und II in der Elisabethkirchengasse bzw. am Schlüsseldamm, das Festungsgefängnis am Nonnenhof, die Nebenarrestanstalt Schießstange sowie das Gefangenenlager Troyl. Überall waren die Gefängnisstürmer erfolgreich – wobei neben politischen Häftlingen und arrestierten Soldaten zudem tatsächliche Straftäter befreit wurden. Wenn die Erstürmungen auch unter Androhung von Waffengewalt erfolgten und von Plünderungen begleitet waren, kam es zu keinen ernstlichen Schusswechseln oder gar Todesopfern. Das gleiche gilt für revolutionäre Ausschreitungen auf den Straßen, die Brönner gleichwohl eindringlich beschreibt:

In den Hauptverkehrsadern setzt zwischen 9 und 10 Uhr eine Jagd auf Soldaten ein, die noch Kokarden, Abzeichen auf der Schulter, Seitengewehre tragen. Es kommt zu Wortwechseln und Gestikulationen, nicht zu Blutvergießen, soweit bekannt geworden. Auch Offiziere werden erst recht nicht geschont. [...] Auch über uniformierte Polizeibeamte [...] geht es her. Wo einer angehalten wird, bildet sich im Augenblick ein Menschenknäuel, bald rechts, bald links vom Fahrdamm. Im Laufschrift eilen die ersten Straßengänger zu, wie die Eisenspäne zum Magneten. Ueberall auf dem Pflaster Kokarden und abgeschnittene Schulterklappen.

Eingedenk der Entwicklungen, welche die Revolution etwa in Berlin nahm, ist es bemerkenswert, dass die Situ-

ation in Danzig bei solchen Szenen in den Straßen nicht weiter eskalierte. Entsprechend friedlich konnte schließlich auch die Versammlung auf dem Heumarkt verlaufen: Es wurden Reden gehalten, die rote Fahne gehisst und ein dreifaches Hoch auf die Republik ausgerufen. Die Stimmung der schätzungsweise 15.000 Anwesenden beschreibt Brönner als ekstatisch. Auch in den folgenden Stunden blieb die Stimmung gehoben: „Wohin man kommt, in den Straßen kichernde Weiber, kecke Burschen, Schreien, Johlen, Grammophonlärm aus den Häusern, die Straßenbahnen mit brechender Überfracht auf Trittbrettern und Puffern. Noch immer ist Krieg, noch immer rast an der Front das mordende Feuer; daran denkt niemand.“ Die Feierlichkeiten hielten auch noch an, nachdem um drei Uhr die Waffenstillstandsbedingungen bekannt wurden. Trotz des ansonsten friedlichen Verlaufes kam es am Abend und an den Folgetagen durchaus auch zu Einbrüchen und Plünderungen. Diese vermehrten sich im Laufe von zwei Wochen derart, dass es zu einer Reihe von Verhaftungen und seitens der Behörden zur Androhung der Todesstrafe kam.

Innere Ordnung und äußere Konflikte

Auf dezidierten Wunsch des Sozialdemokraten Gehl blieben die bisherigen Behördenspitzen auch nach Ausrufung der Republik im Amt – von den Revolutionären wurde die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung garantiert. Planmäßig verlief am 11. November der Generalstreik, an dem sich neben den Arbeitern auch die Soldaten beteiligten. Ab dem 13. November zeigte die Polizei – im Auftrag der Räte – wieder vermehrt Präsenz auf den Straßen. Jedoch: Bereits ab dem 12. November erreichten die Kommandantur und Soldatenräte besorgniserregende Mitteilungen aus dem Umland: „Am Mittag wird Hilfe gegen die Polen im Kreise Karthaus erbeten, die die Lieferung von Lebensmitteln verweigern und sich zusammenrotten [...]. Nachrichten laufen ein, daß auf dem Lande auch die Förster entwaffnet und von den Polen bedroht werden. Selbständigkeitsdrang überall, alles will aus den Fugen.“

Hier kündigt sich an, was in den folgenden Monaten und Jahren das Schicksal Westpreußens prägen sollte: der – zumal durch die Germanisierungspolitik der vorangegangenen Jahrzehnte geschürte – deutsch-polnische Nationalitätenkonflikt, der unter dem Vorzeichen des 14-Punkte-Programms des US-amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson für Danzig die Gründung der ‚ungeliebten‘ Freien Stadt bedeutete. Ahnten Brönner und seine Zeitgenossen dies bereits? Mit dem 18. November schließt sein Bericht: „Aus Berlin kommt das Schlagwort vom Null-Stundentag, aus Schlesien und Posen die Meldung von bevorstehenden Angriffen auf deutsches Staatsgebiet und der Entsendung deutscher Abwehrtruppen, und man erinnert sich des stolzen Evangeliums der jungen Republik: Friede, Freiheit, Arbeit, Brot!“



Polens Primas und Danzigs Bischof

Ein kirchengeschichtlicher Beitrag zur Diskussion über die Seligsprechung von Augustyn Kardinal Hlond

Von Stefan Samerski

„Sie sind zwar nur Bischof einer kleinen Diözese geworden, aber dieser Stadtstaat stellt einen Brennpunkt der latenten europäischen Krise dar. Sie werden es in Ihrem Bistum nicht leicht haben!“ Das waren die prophetischen Worte des Kardinalstaatssekretärs Eugenio Pacelli, des nachmaligen Pius XII., an den 1938 geweihten Danziger Bischof, Dr. Carl Maria Splett (1898–1964). Schon wenige Monate später erfüllte sich in drastisch-brutaler Weise das Diktum des römischen Kirchenfürsten. Und es sollte 1945 für ihn noch viel ärger kommen.

Vorgeschichte

Tatsächlich war die 1925 ins Leben gerufene katholische Diözese Danzig mit ihren ca. 140.000 Katholiken relativ klein. Das Bistum für das Gebiet der Freien Stadt Danzig war errichtet worden, um den Nationalitäten-Auseinandersetzungen in Westpreußen nach dem Ersten Weltkrieg aus dem Wege zu gehen. Und dennoch war dieser Konflikt gerade innerhalb des katholischen Lebens nicht zu beseitigen. Mit Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft über die Freie Stadt flammte diese Auseinandersetzung brisant auf. 1938 hatte der erste Bischof der neuen Diözese, Eduard Graf O'Rourke, deswegen das Handtuch geworfen, und Splett wurde sein blutjunger Nachfolger. Er taktierte anfangs geschickt mit den Nazis, machte aber schon bei seiner Bischofsweihe im August 1938 deutlich, dass er auch für seine polnischen Katholiken da war: er ließ zweisprachige Gedenkbildchen und Hirtenworte erscheinen. Der politische Druck,

unter dem Splett stand, wurde nach Kriegsbeginn 1939 noch stärker: Die polnischen Geistlichen wurden verhaftet, und das polnische Nachbarbistum Kulm (Korridorgebiet) war binnen Wochen führer- und auch fast priesterlos. Der Heilige Stuhl ernannte Splett am 5. Dezember inoffiziell zum Oberhirten von Kulm, um der seelsorglichen Not abzuhelpfen. Splett tat, was er vermochte. Durch seine Amtsführung im okkupierten Korridorgebiet konnten die Kirchen wieder geöffnet werden und in jedem Kreis Geistliche ihren Dienst tun. Obgleich die polnische Sprache grundsätzlich von den Machthabern verboten war, bereiste er das Gebiet, predigte selbst auf Polnisch und zog von auswärts neue Priester in das Besatzungsgebiet. (Ausführlich hat der Verfasser dieses Beitrags diese historische Episode in seinem Beitrag über Bischof Splett in DW 1/2018 dargestellt.)

Sechs Jahre später, am 25. März 1945, rückte die Rote Armee in Danzig-Oliva ein, dem Sitz des Bischofs und der Bistumsverwaltung. Mord, Vergewaltigung, Zerstörung, Plünderung, Brandstiftung und Verhaftungen folgten. An jenem Tag wurde auch Bischof Splett zum ersten Mal inhaftiert. Die Russen forderten – wenn auch vergeblich – seine Unterschrift unter einer Erklärung, sich polenfeindlich und päpstlich-konspirativ betätigt zu haben. Die Gräueltaten und Zerstörungen bei Kriegsende machten auch vor den Kirchen nicht Halt. Vielfach hatten die Gläubigen in den Gotteshäusern vor den einrückenden Russen Schutz gesucht, so etwa in der Kathedrale und in St. Josef in Danzigs Innenstadt. Dort wurde die Kirche verschlossen und mit den Menschen in Brand gesetzt. Der Sowjetarmee folgten russische Abteilungen des Volkskommissariats für Innere Angelegenheiten, die systematisch alle demokratischen Ansätze im Keim erstickten. Dabei bediente man sich der Infiltration



Oliva – Bischofssitz der Danziger Diözese und Residenz von Bischof Splett, hier auf einer Briefmarke der Freien Stadt Danzig von 1938



Juni 1939: Der junge Bischof Carl Maria Splett bei der Amtseinführung eines Pfarrers in Neufahrwasser

durch Mitglieder der Polnischen Arbeiterpartei, der Zensur und jeder Art von Täuschung. So wurde auch Splett, der am 10. Mai aus der Haft entlassen worden war, irreführt, indem man ihm vorgebliche Priester aufzwang, damit er diesen Kirchenämter übertrage. Dennoch begann Splett in dieser desolaten Situation, die beiden Diözesen Danzig und Kulm zu reorganisieren und weitere polnische Priester, die nun in die deutschen Ostgebiete kamen, in die Pfarreien einzusetzen. Im Sommer nahm dann die kommunistische Hetze gegen deutsche Geistliche zu; der neue Danziger Woiwode forderte Splett auf, nach Deutschland überzusiedeln und bot ihm die Ausreise per Flugzeug an. Der Bischof wollte und durfte aber seine Gläubigen und Sprengel nicht im Stich lassen. Dazu war er kirchenrechtlich verpflichtet, denn jeder katholische Bischof ist vom Papst ins Amt eingesetzt und kann auch nur durch ihn davon entbunden werden.



August Hlond vor 1938

Die Mission des Augustyn Kardinal Hlond

Inzwischen war der polnische Primas Augustyn Kardinal Hlond (1881–1948) nach Polen zurückgekehrt. Er war im September 1939 vor den deutschen Truppen geflohen und nach Rom und dann nach Frankreich gereist. Dort wurde er 1944 verhaftet und unter Hausarrest gestellt. Nach seiner Befreiung im April 1945 fuhr der Primas nach Rom, wo für ihn Sondervollmachten vorbereitet wurden, die seinen Wünschen entsprachen. Darüber stellte der Sekretär der Kongregation für die Außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten, Domenico Tardini (1888–1961), am 8. Juli ein Schreiben aus – also nicht, wie man es erwarten sollte, der Papst persönlich oder der Kardinalstaatssekretär, dessen Amt nach dem Tode von Luigi Maglione 1944 allerdings nicht mehr besetzt worden war. Der für die deutschen Ostgebiete relevante Punkt 4 lautet in deutscher Übersetzung: „[...] Ausgeschlossen bleibt ebenfalls die Vollmacht, wahre und eigentliche Bischöfe zu ernennen. Für die vakanten Bischofsstühle kann gesorgt werden – falls es nicht möglich ist, sie einem Kapitelsvikar anzuvertrauen oder anvertraut zu lassen – durch die Ernennung von Apostolischen Administratoren ad nutum Sanctae Sedis (meint: bis auf Widerruf durch den Heiligen Stuhl; d. Verf.). [...] Von diesen ganz besonderen Vollmachten wird Eure Eminenz im ganzen polnischen Territorium Gebrauch machen dürfen. Sowohl den Kapitelsvikaren als auch den Apostolischen Administratoren können die Vollmachten eines Residenzbischofs verliehen werden.“

Mit diesen Vollmachten traf Hlond am 20. Juli in Posen ein und nahm dort Kontakt mit Andrzej Wronka (1897–1974) auf, der seit 1938 Rektor des polnischen Kollegs in Rom, seit Kriegsausbruch aber in seine Heimatstadt Gnesen zurückgekehrt war. Die Nationalsozialisten hatten ihn zwischen 1941 bis 1945 zur Büroarbeit in der Reichsbank gezwungen. Wronka wurde am 22. Juli nach Posen zitiert, wo er von Hlond darauf vorbereitet wurde, die Bistümer Kulm und Danzig zu übernehmen. Darüber verhandelte Hlond mit Wronka zwischen dem 6. und 8. August.

QUELLE: GAZETA LWOWSKA 27/1936 VIA WIKIMEDIA

Unterschrift von August Hlond

Wappen von Kardinal August Hlond als Erzbischof von Posen und Gnesen (1926–1946)



BILD: BALCEROWICZJESTOK VIA WIKIMEDIA

Amtssetzung wider gültiges Kirchenrecht

Am 9. August wurde Splett zum zweiten Mal verhaftet, dieses Mal im Auftrag des polnischen Generalstaatsanwalts. Das alles waren rein staatliche Maßnahmen. Zwei Tage später besuchte ihn jedoch ein Abgesandter des Kardinals Hlond im Untersuchungsgefängnis. Dieser informierte Splett darüber, dass ihn der polnische Primas kraft der vom Heiligen Stuhl übertragenen Sondervollmachten ab dem 1. September von seinen Funktionen als Apostolischer Administrator der Diözese Kulm entbinde. Angesichts der veränderten politischen Situation werde er auch der Funktion eines Bischofs von Danzig enthoben. Splett wurde mitgeteilt, dass Wronka zum Verwalter der Danziger und Kulmer Diözese vorgesehen sei. Über die Kenntnisnahme musste Splett ein Revers an den Hl. Stuhl unterschreiben. Hlond gab im Oktober 1946 an, dass eine persönliche Begegnung mit dem deutschen Bischof „nicht realisierbar“ gewesen sei. Das verwundert, denn seinem Abgesandten war es ganz offensichtlich möglich. Außerdem gilt es zu bedenken, dass diese kirchliche Neuordnung durch Hlond genau in den Tagen des Potsdamer Kommuniqués (4. August 1945) vorgenommen wurde, das die Potsdamer Konferenz (17. Juli bis 2. August 1945) beendete. Sie sah u. a. die Aufteilung Deutschlands in vier Besatzungszonen sowie die Übergabe der östlich von Oder und Neisse liegenden Gebiete an Polen und die Sowjetunion vor. Damit hatte



FOTO: MOSBRO VIA WIKIMEDIA

In Polen hoch verehrt : Denkmal für Augustyn Hlond in Posen

Hlond also schon faktisch vor der Entscheidung der Siegermächte die Weichen für die Kirche im ‚neuen‘ Polen gestellt.

Grundsätzlich behält sich der Heilige Stuhl stets vor, eine kirchliche Neuordnung (Grenzziehung, Personalentscheidung) unabhängig vom Staat vorzunehmen. So hatte etwa nach dem Ersten Weltkrieg die Römische Kurie größten Wert darauf gelegt, erst nach völkerrechtlich bindenden Abkommen wie einem Friedensvertrag neue Bistümer etc. einzurichten und neue Bischöfe zu ernennen. Das Potsdamer Abkommen verstand sich jedoch nicht als Friedensvertrag. Hlond ging es nach eigener Darstellung um die Bewältigung einer unhaltbaren Notsituation, aber auch dafür wäre eine direkte päpstliche Entscheidung ad personam notwendig gewesen. Vergleichbare Notfälle, mit denen Pacelli dienstlich beschäftigt war, lagen im Sowjetrussland der 1920er Jahre vor. Dort war die kirchliche Lage viel prekärer und aussichtsloser als die polnische von 1945: In Sowjetrussland war nach 1923 kein katholischer Bischof mehr vor Ort, der Priester hätte weihen und die Ortskirche hätte leiten können. Erst im Frühjahr 1926 wurden durch einen päpstlichen Vertreter, Bischof Michel d’Herbigny (1880–1957), kurzfristig Oberhirten im Untergrund geweiht und wieder eine Hierarchie installiert. In den deutschen Ostgebieten dagegen waren amtierende Bischöfe bzw. deren bevollmächtigte Stellvertreter im Amt. Eine direkte Amtsentsetzung, wie sie Hlond vorgenommen hatte, war demnach nicht Wille des Papstes und von ihm auch nicht intendiert. Der Text der Vollmachten sprach klar von „vakanten Bischofsstühlen“, also freigewordenen Sitzen. Dass man Splett durch einen Mittelsmann zwei Tage nach

seiner Verhaftung zum Rücktritt nötigte, war unkollegial und erscheint darüber hinaus sogar verdächtig.

Fest steht jedenfalls, dass Hlond die Lage im Sommer 1945 als eine „äußerst schwierige Situation“ hochkritisch und nicht ganz den Tatsachen entsprechend einfärbte. In seinem geheimen Rechtfertigungsschreiben an die Römische Kurie (24. Oktober 1946) führt er aus:

Die deutsche Bevölkerung, von der nur ein geringer Teil geblieben war, wurde wie die Besiegten behandelt, die für die Hitlerverbrechen verantwortlich waren und dafür zu büßen hatten. Die ersten polnischen Machthaber, von den Russen eingesetzt, waren meist Kommunisten, Leute von geringer Bildung und nach Rache süchtige Juden. [...] Die aus Deutschen zusammengesetzte Hierarchie verharrte dort zu jener Zeit in Stille und wurde in Handlungsunfähigkeit gehalten. Sowohl die russischen Okkupanten als auch die neue polnische Macht zeigten keinerlei Lust, sie anzuerkennen oder ihr irgendeinen Einfluss auf die Entwicklung der Dinge zuzubilligen; ganz im Gegenteil, man versagte den deutschen Ordinarien das Recht, die neue polnische Bevölkerung in ihre Jurisdiktion aufzunehmen und strebte nach deren Beseitigung aus jenen Gebieten überhaupt.

Das schrieb Hlond als Rechtfertigung seiner unzweifelhaft überzogenen Maßnahmen, die nicht mit dem katholischen Kirchenrecht in Einklang zu bringen waren. Im Juli und August 1945 waren die Gründung und Etablierung einer sozialistischen Republik Polen noch nicht absehbar und die Vertreibung der Deutschen eine gerade erst einmal beschlossene Sache. Auch der Heilige Stuhl verlangte eine Rechtfertigung seines Verhaltens, weshalb Hlond im Oktober 1946 den besagten Brief nach Rom schrieb.

Ermland – Breslau – Schneidemühl

Diesem ersten ordnungspolitischen Schritt der kirchlichen Verwaltung in den ostdeutschen Gebieten folgten bald weitere. Am 24. Juli wird Teodor Bensch (1905–1958) von Hlond als Apostolischer Administrator für Ermland vorgesehen und am 4. August Karol Milik (1892–1976) für Breslau. Dazu reiste der Primas am 12. August persönlich (!) nach Breslau, um den dortigen deutschen Kapitelsvikar Ferdinand Piontek (1878–1963) zum Rücktritt zu bewegen, der nach dem Tod von Adolf Kardinal Bertram am 6. Juli ordnungsgemäß zum Verwalter der Diözese gewählt worden war. Ihm teilte Hlond nun mit, dass der Heilige Vater wünsche, dass er sein Amt zur Verfügung stellen solle, um Platz für einen polnischen Apostolischen Administrator zu machen. Ähnlich erging es dem ermländischen Bischof Maximilian Kaller (1880–1947): Er wurde von Hlond am 16. August aus seiner Diözese ins Priesterseminar nach Pelplin zitiert und mit der neuen Situation konfrontiert. Kaller glaubte, wegen seiner guten Sprachkenntnisse und Fürsorge für die Polen auch weiterhin im Amt bleiben zu können, worauf Hlond erklärte, dass im polnischen Staat nur ein polnischer Bürger Bischof sein

könne. Erst auf den Hinweis, dass auch der Breslauer Kapitelsvikar Piontek resigniert habe, unterschrieb Kaller die ihm vorgelegte Rücktrittserklärung. In der Freien Prälatur Schneidemühl geschah Ähnliches am 17. August.

All diese Vorgänge sind dokumentarisch unzweifelhaft belegt und von Augenzeugen bestätigt. Dieses menschlich schroffe Vorgehen und wenig mitbrüderliche Verhalten gibt zu denken! Schon am 15. August erhielten die neuen polnischen Administratoren ihre Ernennungsurkunde, die mit dem 1. September, dem Tag des Kriegsbeginns, wirksam wurden. Aber auch hier galt: Die Revolution frisst ihre Kinder! Denn schon im Januar 1951 wurden die polnischen Administratoren durch den Staat gewaltsam aus ihren Bistümern entfernt und später durch neue ersetzt. Hlond selbst starb bereits am 22. Oktober 1948, nachdem seine Ansprache an die Katholiken der „wiedererlangten Gebiete“ vier Monate vorher veröffentlicht worden war. Seine Beisetzung fand in der Trümmerwüste der Warschauer Kathedrale statt.

Nachwirkungen und Diskussion

Der Heilige Stuhl hat der Neuordnung der nun faktisch westpolnischen Gebiete in den Jahrzehnten nach Kriegsende nicht seinen Segen erteilt – im Gegenteil. Im *Annuario Pontificio*, dem offiziellen päpstlichen Jahrbuch, rangier-

ten die ehemals deutschen Diözesen noch immer innerhalb der deutschen Hierarchie. Splett, der auf seinen Titel als Bischof von Danzig bis zu seinem Tod 1964 nicht verzichtet hatte, tat dies mit Billigung der Päpste. Er war von seiner Ausbildung nach Jurist (Dr. iur. utr.) und dachte dementsprechend kirchenrechtlich: Da er „nur“ durch die Berliner Nuntiatur Ende 1939 zum Verwalter der besetzten Diözese Kulm ernannt worden war, konnte er hier Hlonds Ansinnen nachgeben. Für die Demission als Bischof von Danzig brauchte es aber ein Schreiben des Heiligen Vaters, das der Primas nicht vorweisen konnte. Splett war zudem in der Lage, die polnischen Katholiken pastoral zu betreuen, wie er es vor und während des Krieges in Danzig und Kulm getan hatte.

Nach Prozess und künstlich verlängerter Haftzeit in Polen wurde Splett Ende 1956 in die Bundesrepublik abgeschoben, wo er sich von Düsseldorf aus um die vertriebenen Danziger Katholiken kümmerte. Während des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) ging Splett freundschaftlich auf seine polnischen Amtsbrüder zu und förderte die brüderliche Eintracht auf der römischen Kirchenversammlung. Die fraglichen Vorgänge von 1945 fanden in den 1970er Jahren eine (wissenschaftliche) Diskussion, vor allem aber seit 1988, als in Deutschland bekannt wurde, dass die Diözese Kattowitz einen Seligsprechungsprozess für Hlond plante. (Nachdem die Heiligsprechungskongregation Hlond in diesem Jahr nun den heroischen Tugendgrad zuerkannt hat, könnte es in absehbarer Zeit tatsächlich zu einer Seligsprechung kommen.)

Auf deutscher Seite dominierte die Positionierung des noch in Breslau geborenen Augsburger Theologieprofessors Franz Scholz (1909–1998). Er bekannte sich zwar „zum Anspruch Polens auf eine Wiedergutmachung in allen Bereichen“, setzte sich aber in zahlreichen Publikationen für „die Bereinigung des ‚Geländes‘“ ein, „auf dem eine deutsch-polnische Zukunft erwachsen kann“: Indem er die Fakten und Zusammenhänge jener Monate zusammentrug, wies er eindringlich auf die römischen Direktiven hin, die Hlond 1945 deutlich übertreten hatte. In seiner Geschichtsdeutung wurde Scholz vom Kölner Kardinal Joachim Meisner (1933–2017) gestützt. Auf polnischer Seite weist man bis heute überwiegend noch auf die kirchliche Notsituation in den fraglichen Gebieten hin, die dem Kommunismus anheimgefallen wären und deswegen polnische Oberhirten zum Überleben erforderten. Dass dies zumindest kurzfristig, wenn nicht sogar irreführend war, zeigt der weitere Verlauf der Geschichte.



Fürstbischof Dr. Adolf Kardinal Bertram – Breslaus letzter deutscher Bischof verstarb, bevor Hlond ihn absetzen konnte.



Der Danziger Exil-Bischof Carl Maria Splett bei seinem 25jährigen Bischofsjubiläum 1963 in Düsseldorf

FOTO: STEFAN SAMERSKI



QUELLE: ARCHIV PIOTR OLECKI

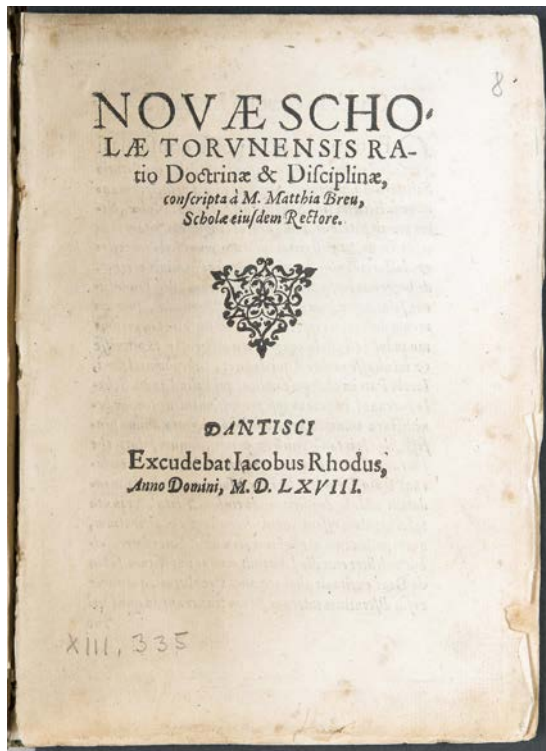
Im Rahmen der Feierlichkeiten zum 450. Jubiläum des Thorner Gymnasiums fand am 16. März dieses Jahres im Artushof eine Festveranstaltung statt, zu der der Stadtpräsident Michał Zaleski eingeladen hatte. Bei dieser Gelegenheit hielt Dr. Katarzyna Tomkowiak einen Vortrag über die vielgestaltige Geschichte der Schule; und daraufhin haben wir unsererseits die Referentin gebeten, die Grundlinien ihrer Darlegungen auch in einem Beitrag für unsere Zeitung zu erläutern. *DW*

Vorkriegsaufnahme vom hinteren Gebäude des Gymnasiums, in dem sich die Bibliothek befand.

Von der Schola Thorunensis bis zum I. Allgemeinbildenden Mikołaj-Kopernik-Lyzeum in Thorn

Ein Rückblick auf die 450-jährige Geschichte der Schule

Von Katarzyna Tomkowiak



Das (für diese Zeit sehr unauffällig gehaltene) Titelblatt der von Matthias Breu erlassenen Schulordnung, die 1668 bei Jacob Rhode in Danzig veröffentlicht wurde.



Frontispiz des ersten Bandes von „Alt- und Neues Preussen“ (1684) mit dem Bildnis des Autors, des Historikers Christoph Hartknoch (1644–1687), der von 1677 bis zu seinem Tode als Professor am Thorner Gmnasium wirkte.

QUELLE DER ABILDUNGEN: (SOWEIT NICHT ANDERS AUSGEWIESEN: WOIWODSCHAFTSBIBLIOTHEK ZU THORN)

Modell-Schule im Königlichen Preußen

Im 16. Jahrhundert gehörte Thorn – neben Elbing und Danzig – zu den drei größten und bedeutendsten Städten in Preußen Königlichen Anteils. Seit den späten 1550er Jahren hatten die Protestanten die Schalthebel der städtischen Macht übernommen: In der Gemäldegalerie des Ratssaales im Thorner Rathaus trifft der Blick des Betrachters fast ausschließlich auf protestantische Patrizier – eine auffällige Ausnahme bildet lediglich Nikolaus Kopernikus. Da sie auf die Bildung der Jugend großen Wert legten – Luthers Überzeugungen gemäß sollten Kirche und Schule sich einander „wie zwei Schwestern“ unterstützen –, nimmt es keineswegs wunder, dass auch dem Thorner Stadtrat die Entwicklung des städtischen Schulwesens sehr am Herzen lag, nicht zuletzt wegen der Absicht, dass dort die zukünftige städtische Beamtenelite auf ihre Aufgaben vorbereitet werden sollte.

Dementsprechend wurde 1568 die ehemalige St. Johannes-Pfarrschule, die 1558 den Protestanten zugesprochen worden war, mit der dreiklassigen städtischen Schule vereinigt. (Diese Schule hatte seit 1564 ihren Sitz in den Klostergebäuden, die zuvor dem Franziskanerorden gehört hatten. Sie grenzten an die Marienkirche, die nun auch in ein protestantisches Gotteshaus umgewandelt wurde). So wurde das Thorner Gymnasium, die „Schola Thorunensis“, als eines der ersten protestantischen Gymnasien in Preußen Königlichen Anteils gegründet. Etwas früher entstanden die Gymnasien in Elbing (1535) und Kulm (1554) und im gleichen Jahr dasjenige in Danzig. Die Klassen, die sich ursprünglich in getrennten Gebäuden befanden – drei untere in der Johanneskirche und drei obere bei St. Marien – wurden 1596 räumlich zusammengeführt: Als in diesem Jahre die Johannes-

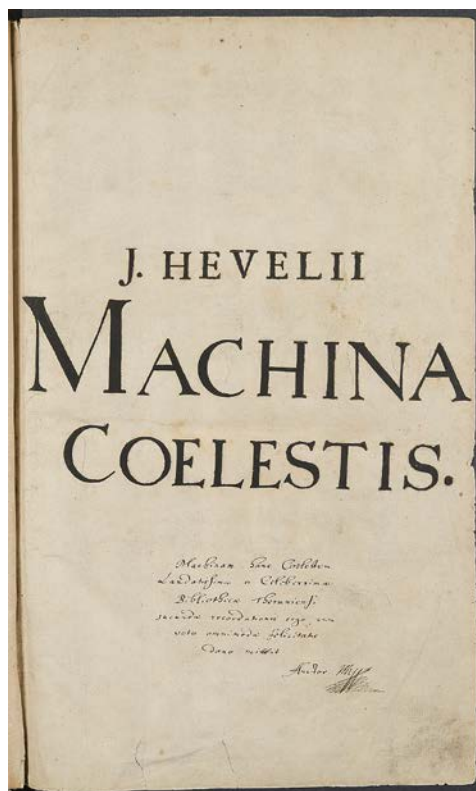
kirche wieder von den Katholiken übernommen wurde, entstand ein neues Gebäude, das die Schule bis 1724 beherbergte. – Die in den Jahren von 1565 bis 1567 vom protestantischen Stadtrat angestrebten Bemühungen um die Entwicklung des Thorner Schulwesens erreichten am 8. März 1568 ihr Ziel, als der aus Chemnitz stammende Matthias Breu zum Rektor ernannt wurde. Auf ihn ging die erste Schulordnung zurück, in der neben solchen grundlegenden Fragen wie denjenigen des Lehrprogramms oder der religiösen Praxis auch Partien enthalten sind, die den Lehrern anraten, häufige, bis in die späte Nacht dauernde Festgelage zu unterlassen, oder die Schüler zu einer sinnvollen Nutzung der unterrichtsfreien Zeit – einschließlich „mit Maßen“ betriebener Leibesübungen im Freien – anhalten.

Das Thorner Gymnasium war eine humanistische Schule, in deren Lehrprogramm sich Fächer wie Latein, Altgriechisch und die klassische antike Literatur fanden. Großer Wert wurde zudem auf die Erziehung zur Frömmigkeit im protestantischen Geist gelegt. Die Gymnasiasten sprachen unterschiedliche Sprachen – die häufigsten waren naturgemäß Deutsch und Polnisch, doch gab es auch böhmische, slowakische, ungarische, sorbische, litauische, lettische und englische Muttersprachler. In der Schulordnung von 1568 wurde den Schülern aber ausdrücklich verboten, sich in der Schule ihrer eigenen Sprachen zu bedienen. Verbindlich war das Lateinische. In den ersten Jahren nach ihrer Gründung gelang es der Schule noch nicht, das Niveau zu erreichen, das der Bürgermeister Heinrich Stroband (1548–1609) erwartete. Er hatte an den Universitäten in Frankfurt/Oder, Tübingen und Wittenberg studiert und dort seine Maßstäbe gewonnen. Nachdem er allerdings eine Reform angestoßen hatte, die sich an dem einflussreichen

Schätze aus der Thorner Schul-Bibliothek :

Titel des ersten, 1673 erschienenen Teils der *Machina Coelestis* von Johannes Hevelius mit einer Widmung des Autors für das Thorner Gymnasium.

Ein böhmisches Manuskript (*Reci za mudrcu panskych jakož i z Petrarky v brne a prelozone*), das Jakob Heinrich Zernecke (1672–1741), Bürgermeister von Thorn, erworben hatte und späterhin der Bibliothek schenkte. (Im Rahmen des „Blutgerichts“ war er von den zum Tode Verurteilten, die sich weigerten, zum Katholizismus überzutreten, der Einzige, dem die Exekution erspart blieb.)



Konzept des Humanisten, Pädagogen und Schulreformers Johannes Sturm (1507–1589) orientierte, und die Schule daraufhin unter ihrem Rektor Caspar Friese 1584 reorganisiert worden war, erlangte das Gymnasium bald hohes Ansehen. Zu dieser Zeit erschien auch (1586–1588) ein fortschrittliches pädagogisches Periodikum, die *Institutio Literata*, die von Ulrich Schober, einem Dozenten für Latein und Griechisch, herausgegeben wurde.

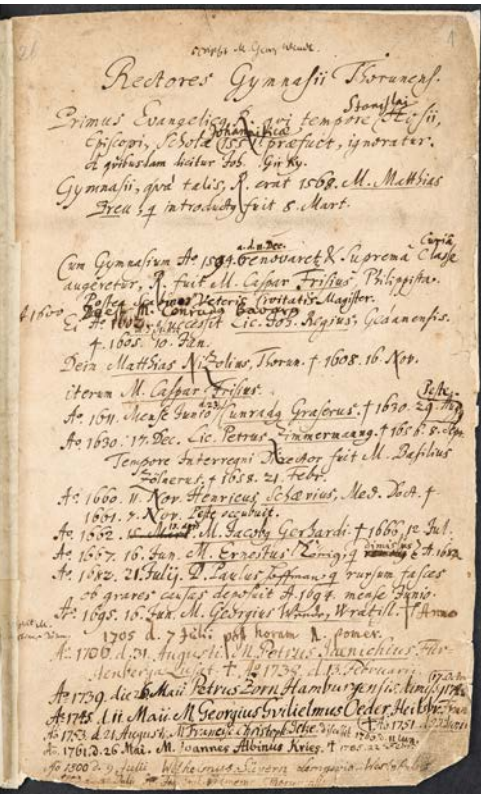
Dank diesen Bemühungen wurde die Schule schließlich in den Rang eines Akademischen Gymnasiums erhoben. Ursprünglich waren die zwei höchsten Klassen von akademischem Charakter; 1594 schloss daran die elfte Klasse an, so dass die Schule nun als „Hohe Schule“ galt und mithin in einzelnen Merkmalen einer Universität glich. Dabei sollte das Gymnasium zu einer Musterschule für das Königliche Preußen werden. 1594 wurden die Gymnasialbibliothek und eine Buchdruckerei gegründet, die auch den Interessen der Stadt dienen sollten. 1601 wurde für die Schule überdies eine Burse eingerichtet.

Einen Einblick in den Aufbau der Buchbestände gewährt die 1594 gedruckte Beschreibung der Thorner Schul-Bibliothek (*Descriptio Bibliothecae scholae Torunensis*). Die erhalten gebliebenen Bücher der Sammlung, die heutzutage in der Thorner Woiwodschafsbibliothek aufbewahrt werden, bilden eine vorzügliche Quelle zur Erforschung der Schulgeschichte; denn dort finden sich Abhandlungen von Lehrern und Schülern, Schulprogramme und Lehrmittel, darunter auch kartographische Sammlungen, sowie die Matrikel der Jahre 1600 bis 1817, in der gleichermaßen die Schüler wie die Rektoren und Professoren verzeichnet sind. – 1724 wurde der Bibliothek ein Teil ihrer Bestände und ihres Gebäudes entzogen. Diese Maßnahme gehörte zu den Sanktionen, die den Protestanten im Rahmen des sogenannten Thorner Blut-

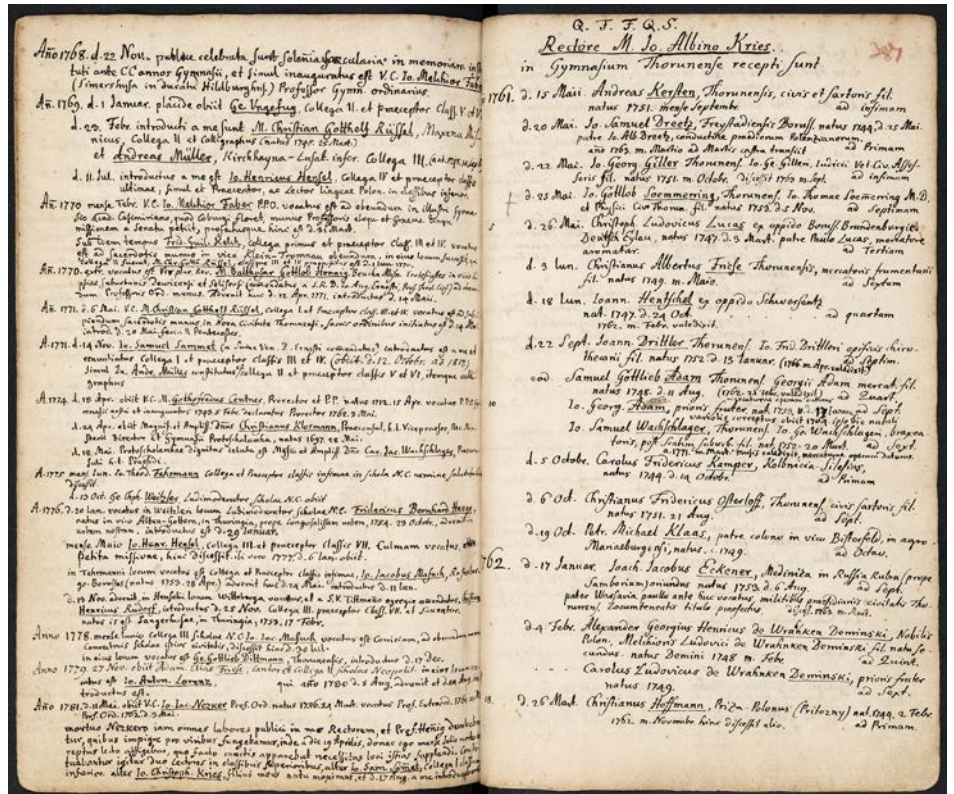
gerichts auferlegt wurde. Jenes „Gericht“ stand bekanntlich am Ende gewalttätiger konfessioneller Auseinandersetzungen, die ihren Ausgang von Konflikten zwischen den Zöglingen des Gymnasiums und denjenigen des Jesuitenkollegs genommen hatten und die von beiden Seiten heftig geschürt worden waren. Auch die Lehrer des Gymnasiums ließen selten eine Gelegenheit aus, in Streitschriften heftige Kritik an den Thorner Jesuiten zu üben. Die in diesem Prozess manifeste Gegenreformation in Polen führte im Thorner Gymnasium zwar zu einem Rückgang der Schülerzahlen, hatte anscheinend aber keine negativen Auswirkungen auf die Qualität des Unterrichts.

Stanislaw Salmonowicz hat auf der Grundlage der bereits erwähnten Matrikel die Schulgeschichte der Jahre 1600 bis 1817 in fünf Zeitabschnitte gegliedert:

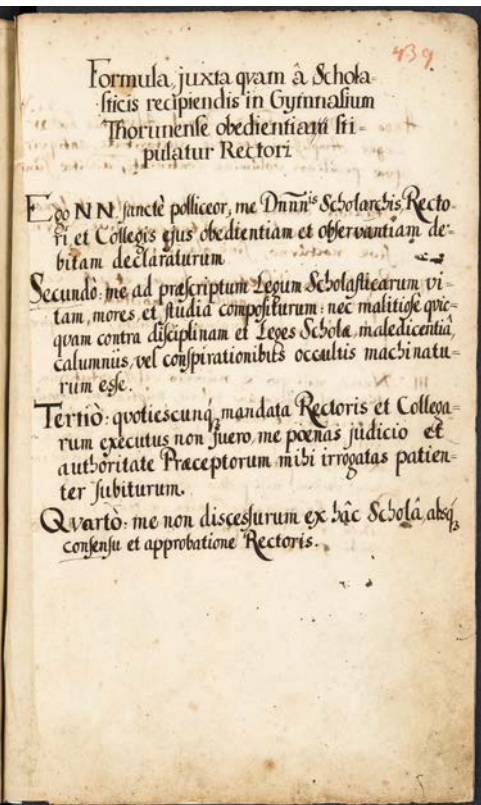
- *Renaissance-Humanismus (1600–1660)*: Die Schule erfreut sich eines internationalen Renommées und bildet ein Zentrum des Unterrichts und der religiösen Unterweisung im Sinne der protestantischen Lehre.
- *Barock und frühe Aufklärung (1660–1745)*: Neben den humanistischen Fächern steigt zusehends das Interesse an exakten Wissenschaften (Mathematik, Physik, Geographie und Astronomie). Zudem wird die polnische Philologie gepflegt, und die Lehrkräfte tragen intensiv zu dem für diese Zeit typischen Gelegenheitschrifttum bei.
- *Höhepunkt der Aufklärung (1745–1793)*: Das Gymnasium reflektiert die fortschrittlichen geistigen Tendenzen, die sich in der Spätphase der Rzeczpospolita ausprägen; nach der ersten Teilung Polens verlieren die Stadt und die Schule allerdings an Bedeutung. –



Verzeichnis der Rektoren



Ausschnitt aus der Matrikel des 18. Jahrhunderts (aus der Zeit des Rektorats von Albin Kries, der dieses Amt seit 1761 bekleidete)



Exempla aus den Matrikeln des Thorer Gymnasiums der Jahre 1600 bis 1827 (Das Manuskript ist, bearbeitet von Zenon Hubert Nowak und Janusz Tandeki, 1997/98 im Druck erschienen.)

Gehorsamsgelübde nach einer Formel aus dem 17. Jahrhundert, das die Schüler vor dem Rektor abzulegen hatten.

Gymnasium im preußischen Thorn

- Die preussische Herrschaft (1793-1807): Das Gymnasium, das den hohen Anspruch dieses Schultyps nicht mehr zu erfüllen vermag, verliert 1800 unter dem Rektorat des späterhin bedeutenden preußischen Schulreformers Johann Wilhelm Süvern (1775-1829) seinen Rang als akademische Anstalt. Zudem steht jetzt seine Bindung an den Protestantismus in Frage.
- Die Zeit des Herzogtums Warschau und die neuerliche preussische Herrschaft (1807-1817): Das Gymnasium ist nur noch eine lokale Lehranstalt - zunächst lediglich eine Mittelschule, die späterhin - im Herzogtum Warschau „szkółka departamentalna“ genannt - zur Voll-Mittelschule erhoben wird. Diesen Status verdankt sie nicht zuletzt dem Einsatz eines ihrer berühmten Zöglinge, des Sprachwissenschaftlers Samuel Gottlieb Linde. Zu dieser Zeit ist die Schule nach wie vor eng mit der Stadt verbunden, ein neues Element bildet allerdings die - dem napoleonischen Geist des Laizismus nahestehende - endgültige Ablösung von ihrer konfessionellen Bindung, die trotz des Widerstands der evangelischen Geistlichkeit durchgesetzt wird. - Als nach dem Wiener Kongress von 1815 das Herzogtum Warschau aufgelöst und das Gebiet aufgeteilt wurde, fällt Thorn neuerlich dem Königreich Preußen zu.

Das Gymnasium unterlag zwar weiterhin der städtischen Obrigkeit, wurde aber zugleich verstaatlicht. In dieser Zeit wurde an der Stroband-Straße (Zaułek Prosowy) ein - 1855 eröffnetes - neues Gebäude errichtet, das die Kopernikus-Schule bis heute beherbergt. 1879 übernahm der preussische Staat dann die völlige Zuständigkeit und Kontrolle über die Anstalt, die nun auch aus seinem Haushalt finanziert wurde. - In der preussischen Zeit beehrte die Hauptaufgabe der Schule zwar weiterhin darauf, ihre

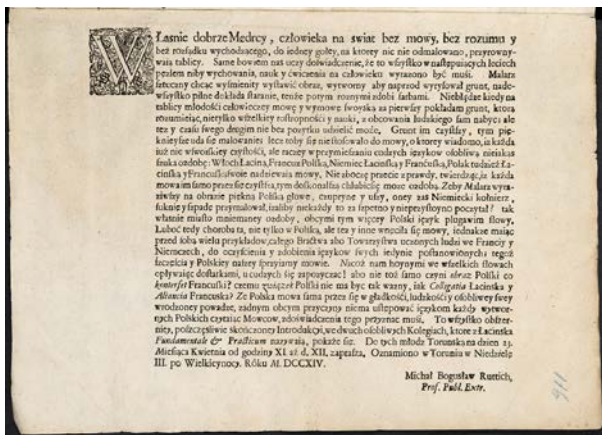


Frontispiz und Titel des II. Bandes der *Meletemata Thorunensia*, in denen Abhandlungen der Professoren sowie Chroniken des Gymnasiums veröffentlicht wurden. Die Reihe wurde von Peter Jaenichen begründet, der von 1706 bis 1738 das Amt des Rektors versah. Der letzte Band erschien im Jahre 1762.



Siegel des „KÖNIGL. GYMNASIUMS MIT REALGYMNASIUM Z. THORN“ (Anfang des 20. Jahrhunderts)

QUELLE: ARCHIV PIOTR OLECKI



Aushang mit der Ankündigung eines neuen Lehrgangs in der polnischen Sprache aus dem Jahre 1714. Der Kurs wurde von Michał Bogusław Rutnicki angeboten, einem – aus Wilna stammenden – Thorner Geistlichen und Autor polnischer Dichtungen, der in seinem Text dringend dazu rät, das Polnische zu erlernen, und die Schönheit dieser Sprache preist.

Gedenktafel zum 400. Jubiläum der Schule



QUELLE: ARCHIV PIOTR OLECKI

Schüler auf das Universitätsstudium vorzubereiten, man legte aber zunehmend auch großen Wert auf die Vermittlung praktischer, auf die Lebenswirklichkeit bezogener Fähigkeiten und Kenntnisse und gab deshalb den neusprachlichen und naturwissenschaftlichen Unterrichtsstunden größeren Raum. Immerhin besaß das Gymnasium bereits seit 1827 einen botanischen Garten und erwarb frühzeitig Lehrmittel wie ein Teleskop oder Mikroskop. Die Schule wandelte sich vom humanistischen Gymnasium (1817–1858) zu einem Gymnasium mit einigen Klassen, die sich überwiegend mit Realien befassten (1858–1904), und schließlich zu einer Doppelanstalt, in der ein klassisches Gymnasium und ein Realgymnasium parallel geführt wurden (1904–1920). In dieser ganzen Zeit wurde selbstverständlicher Weise auch die Körperertüchtigung nicht vernachlässigt. Ab 1845 stand dafür ein Turnplatz zur Verfügung, 1899 wurde für die Leibesübungen eine Halle errichtet.

Insgesamt trug die Schule wesentlich zum wissenschaftlichen und kulturellen Leben der Stadt bei. Dies belegen beispielhaft der Historiker Leopold Prowe, der den „Copernicus-Verein“ mitbegründet hat, der Archivar und Bibliothekar Arthur Semrau, der zuweilen im Thorner Gymnasium Vorträge hielt, oder Ernst Lambeck, ein Buchhändler und Verleger, der auch Drucke in polnischer Sprache veröffentlichte.

Ab dem Ausgang des 19. Jahrhunderts wurden polnische Schüler immer zahlreicher. Sie sahen sich allerdings einem zunehmenden Germanisierungsdruck ausgesetzt. Zu ihnen gehörten u. a. auch Antoni Bolt, Henryk Szuman und Adam Steinborn, die im Untergrund eine Widerstandsgruppe bilde-

ten. Sie nannten sich nach dem gleichnamigen historischen Vorbild „Philomathenbund“ und wurden im bekannten Thorner Gymnasiasten-Prozess von 1901 vor Gericht gestellt.

Polnisches Mikołaj-Kopernik-Lyzeum in Toruń

Seit dem 18. Januar 1920 gehörte Thorn zum polnischen Staat. Eine der ersten weiß-roten Fahnen in der Stadt wurde auf dem Schulgebäude gehisst, wobei diese symbolische Tat allerdings einen Willkürakt des bereits genannten Adam Steinborn und einiger seiner Gesinnungsgenossen bildete, denn offiziell war das Gymnasium noch keine polnische Schule, und das Direktorenamt wurde weiterhin von einem Deutschen bekleidet. Um die Jahreswende 1919/1920 war die Lage in der Stadt insgesamt angespannt – die Einwohner, die sich zum Polentum bekannten, waren euphorischer Stimmung, während die deutschen Mitbürger über die Bestimmungen des Versailler Vertrags verbittert waren: Von der Mitte des Jahres 1919 bis zum Januar 1920 verließen etwa 5.000 Einwohner die Stadt.

Erst am 4. Februar 1920 wurde dann die polnische Lehranstalt eröffnet, die den Namen „Staatliche Mikołaj-Kopernik-Jungenschulen: Lyzeum und Gymnasium“ erhielt. (Dabei ist anzumerken, dass bei der Wahl des Schulpatrons zunächst der Hl. Adalbert in Erwägung gezogen worden war.) Sie war die einzige reine Knabenschule der Stadt. Nachdem die Abschlussprüfung 1920 noch in Deutsch durchgeführt worden war, fand das erste Abitur in polnischer Sprache dann ein Jahr später statt. Die drei Begriffe „OJCZYŻNA – NAUKA – CNOTA“ (Vaterland – Wissenschaft – Tugend) bildeten den Leitspruch der Schule. Mit diesem Motto wurde auch die Schulfahne bestickt, die 1931 in der Kirche des Heiligen Johannes des Täuflers und des Heiligen Johannes des Evangelisten geweiht wurde. Häufig zitiert fand sich der Leitspruch auch in der Schulzeitung *Ruń* – dieser Titel ist nicht nur aus der zweiten Silbe des polnischen Namens von Thorn abgeleitet, sondern hat zudem die Bedeutung „Blumenwiese“. In der Schulhymne wurden nur positive Aspekte zum Ausdruck gebracht: Die Schuljugend ist die Zukunft der Nation, und es ist ihre ehrenvolle Aufgabe, Wissen zu erwerben, um es dann im Volk zu verbreiten. Gerne wurde demgegenüber auch ein Spottlied gesungen, das die Hymne der Polnischen Legionen aus der Kriegszeit travestierte – statt des Soldatenschicksals wurde in der alternativen Fassung nun das miserable Leben der von den Lehrern unterdrückten Schüler beklagt.

Unter den Gymnasialprofessoren fehlte es in der Zwischenkriegszeit nicht an berühmten Namen. Zu ihnen gehörte u. a. der auch in Deutschland renommierte Philosoph und Literaturtheoretiker Roman Witold Ingarden (1893–1970), der im Thorner Gymnasium – allerdings wohl ohne rechte Begeisterung – Vorlesungen in Mathematik und philosophischer Propädeutik hielt und von den Schülern vielsagend „Mephisto“ genannt wurde. In der Schule waren zahlreiche Gruppierungen aktiv: Die Bruderschaft der Unbefleckten Empfängnis Marias, die 6. Pommersche Zawisza-Czarny-von-Garbow-Pfadfinderabteilung (kurz „die schwarze Sechse“), der historische Verein, der sich nach Maurycy Mochnacki (1803–1834), einem Kunstkritiker und Unabhängig-

keitskämpfer, benannte und die Zeitschrift *Ruń* herausgab, sowie ein astronomischer Verein, der über ein Zeiss-Fernrohr verfügte. Hinzu kamen zahlreiche Sportvereinigungen: ein Turnverein, ein Ruderverein mit etlichen Booten und einer eigenen Anlegestelle und sogar ein Flieger- und ein Luftschiff-Club.

Im September 1939 wurde Thorn vom Deutschen Reich annektiert. Noch im selben Monat wurden im Schulgebäude die Copernicus-Oberschule für Jungen und (nach dem in Bezug auf Abb. 5 erwähnten Rektor aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts benannt) die Peter-Jaenichen-Oberschule für Mädchen eingerichtet. – Nach dem Kriegsende befand sich Polen in einer völlig veränderten politischen Lage. Einer der wenigen Vorteile dieser „neuen Wirklichkeit“ war die allgemeine Zugänglichkeit und Gebührenfreiheit der Schulbildung. Bereits 1945 wurde die Universität Thorn gegründet – damit ging endgültig der Traum des Bürgermeisters Heinrich Stroband von Thorn als einem Standort der Wissenschaft in Erfüllung. Kurz zuvor, am 15. März 1945, war auch schon das Thorner Mikołaj-Kopernik-Gymnasium und -Lyzeum wiedereröffnet worden. Die erste Reifeprüfung in der Nachkriegszeit fand im Juni 1946 statt. Zu den Merkmalen der neuen Zeit gehörten jetzt die sowohl für Lehrer als auch für Schüler obligatorischen Umzüge zum Tag der Arbeit am 1. Mai. Parallel dazu fanden allerdings auch illegale Festlichkeiten anlässlich des Verfassungstages am 3. Mai und des Unabhängigkeitstages am 11. November statt, die dann vom Sicherheitsdienst misstrauisch beobachtet wurden.

Die von der Partei verordneten Auftritte in der Öffentlichkeit sind gleichsam Negativ-Bilder von Umzügen, die im Thorner Gymnasium eine lange Tradition haben: Schon 1636 nahmen Lehrer und Schüler geschlossen an dem Trauerzug teil, der die beliebte schwedische Prinzessin Anna Wasa (1568–1625) zur letzten Ruhestätte geleitete, die sie elf Jahre nach ihrem Tode in Thorn gefunden hatte. Fröhlich, im Geist der Turnbewegung, zogen die Schüler im 19. Jahrhundert und in der Zwischenkriegszeit – zumeist im Juni – zur Grünanlage im Stadtteil Barbarken (Barbaraka). Auch die Einweihung einer neuen Anlegestelle konnte in den 1930er Jahren nicht ohne einen festlichen Umzug auskommen – zumal sich die Gymnasiasten in besonderem Maße durch ihre Leistungen in verschiedenen Wassersportarten auszeichneten; und die Mitglieder der Bruderschaft der Unbefleckten Empfängnis Marias beteiligten sich regelmäßig an den Fronleichnamsprozessionen (die, anders als 1724, nicht mehr zu konfessionellen Konflikten führen konnten).

Das VII. Absolvententreffen, das jüngst, am 21. und 22. September des Jubiläumsjahres, stattfand (und über das DW in dieser Ausgabe berichtet), hat gezeigt, dass solche Umzüge bis heute zur Tradition der alten „Schola Torunensis“ gehören. Sie sind ein anschaulicher Beleg für die innere Verbundenheit der Schulgemeinschaft und für ihre öffentliche Präsenz sowie für die enge Zugehörigkeit des Gymnasiums zu „seiner“ Stadt – und lassen sich deshalb als gute Vorzeichen für ein gedeihliches Fortbestehen dieser Schule deuten.

Übersetzung aus dem Polnischen:
Joanna Szkolnicka

Der vierte Platz — Zum 100. Geburtstag des Autors Horst Mönnich

Am 8. November 1918 wurde Horst Mönnich in Senftenberg geboren, und er starb am 31. Januar 2014 in Breitbrunn am Chiemsee. Seine ersten literarischen Arbeiten erschienen schon während des Zweiten Weltkriegs. Nach dessen Ende fand der Autor Anschluss an die höchst renommierte „Gruppe 47“ und konnte sich schon 1952 als freier Schriftsteller in Breitbrunn niederlassen. Seinen Erfolg begründeten Reisereportagen und Berichte über Industrieunternehmen wie „Die Autostadt“ (1951) – 2011 mit dem Untertitel „Roman des Volkswagens“ nochmals in einer überarbeiteten Neuausgabe publiziert –, aber auch Hörspiele, die gerade während der 1950er und 1960er Jahre im Zenit allgemeiner Popularität und Wertschätzung standen. In dieser Zeit war es beispielsweise noch möglich, umfangreiche, mehrteilige Hörspiele zu produzieren, die von einem breiten Publikum mit großer Spannung erwartet und stetig verfolgt wurden.

Zu Mönnichs herausragenden Beiträgen zu dieser Gattung zählen zum einen „Prozessakte Vampyr“, zum anderen „Der vierte Platz“. Dieses Hörspiel aus dem Jahre 1962 beantwortet die Frage, warum hier überhaupt an einen Autor erinnert wird, der von seiner Herkunft und von seinen sonstigen Themen her doch kaum eine nennenswerte Nähe zu Westpreußen zu erkennen gibt; denn es trägt den Untertitel: „4-teilige Hörspielchronik einer westpreußischen Familie“: Mit dieser (mehr als fünfstündigen) Produktion gelang es dem Autor, das Schicksal der Flüchtlinge und Vertriebenen nicht nur an einem individuellen, äußerst komplexen Fall nachdrücklich zu veranschaulichen, sondern es im Bewusstsein der Hörer auch eng mit der ehemaligen Provinz Westpreußen zu verknüpfen, indem er das Geschehen sehr präzise lokalisiert und die spezifische Atmosphäre dieses in besonderem Maße von nationalistischen und ethnischen Konflikten geprägten Landes einfängt.

Dass dieses Hörspiel seine Überzeugungskraft nicht zuletzt aus der Authentizität der geschilderten Vorgänge zieht, ist spätestens im Jahre 2007 offenbar geworden, als Volker Koepps Dokumentarfilm „Söhne“ uraufgeführt wurde; denn die fatalen Zufälle und Brüche in der Geschichte der Familie Paetzold, die der Regisseur dort nachgezeichnet hat, entsprechen bis in Details hinein denjenigen, gegen die auch Ilse Bandomir, die Hörspiel-Protagonistin, mit der unermüdlichen Suche nach ihren beiden am Kriegsende in Polen gebliebenen Söhnen verzweifelt anzukämpfen sucht – und die sie letztlich erst zu akzeptieren vermag, nachdem sie sich aus dem Bann des „Kreidekreises“ befreit hat.

In Buchform ist Mönnichs Werk 1982 in einer durchgesehenen Neuauflage erschienen, und 2016 ist der „vierte Platz“ sogar als „Hörspiel-Klassiker“ vom WDR veröffentlicht worden. Damit ergibt sich erneut die Möglichkeit, diese „Chronik einer westpreußischen Familie“ in der ursprünglichen Hörspiel-Form kennenzulernen und dabei zugleich vielen namhaften Schauspielern der 1960er Jahre – wie Brigitte Horney, Willy Birgel oder Hansjörg Felmy – wiederzubegegnen.

■ Erik Fischer

hörens-, sehens- und wissenswert

KRASZEWSKI-MUSEUM – DRESDEN

Fr, 9. Nov., 18.30 Uhr Vorführung des Films „**Katz und Maus**“, der 1967 nach der gleichnamigen Novelle von Günter Grass entstand

So, 18. Nov., 15.00 Uhr Vortrag Dr. Joanna Bednarska-Kociolek: **Danzig /Gdańsk als Erinnerungsort** Beide Veranstaltungen finden im Rahmen der „6. Polnisch-Deutschen Kulturtag in Dresden“ statt. (Kraszewski-Museum, Nordstr. 28, 01099 Dresden)

STIFTUNG GERHART-HAUPTMANN-HAUS – DÜSSELDORF

Fr, 9. Nov., 19.00 Uhr **Europa und der Erste Weltkrieg.** Eine multimediale DokuLive-Präsentation mit Ingo Espenschied

Do, 15. Nov., 19.30 Uhr Vortrag Prof. Dr. Holger Afflerbach: **Auf Messers Schneide. Wie das Deutsche Reich den Ersten Weltkrieg verlor**

Di, 20. Nov., 20.00 Uhr Vortrag Prof. Dr. Jörn Leonhard: **Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918–1923.** Veranstaltungsort: Haus der Universität, Schadowplatz 14, Düsseldorf

Do, 29. Nov., 19.00 Uhr Vortrag Dr. Alexander Dalhouski: **Notwendiges Gedenken, endlich: Malyi Trostenez, eine dem Vergessen entrissene Holocaust-Stätte**

Di, 4. Dez., 19.00 „Was ist mit den Polen los?“ – Buchpräsentation und Gespräch mit Marta Kijowska und Michael Zeller (GHH, Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf)

POLENMARKT-FESTIVAL GREIFSWALD

Do, 15. Nov., 18.00 Uhr **Feierliche Eröffnung** und Lesung mit Karolina Kuszyk und Paulina Schulz. Veranstaltungsort: Alfred Krupp Wissenschaftskolleg, Martin-Luther-Straße 14 (polenmARKT e.V, Falladastr. 11, 17487 Greifswald – www.polenmarkt-festival.de)

OSTPREUSSISCHES LANDESMUSEUM – LÜNEBURG

Do, 15. Nov., 18.00 Uhr **Ostpreußen im Ersten Weltkrieg in der Literatur** – Themenabend mit Arno Surminski, Klaus Weigelt und Prof. Dr. Mirosław Ossowski (OL, Heiligengeiststraße 38, 21335 Lüneburg)

DEUTSCHES POLEN INSTITUT

Do, 15. und Fr, 16. Nov. Internationale Konferenz. **Ein Jahrhundert deutsche Polenpolitik (1918–2018). Tradition – Zivilisationsbruch – Verständigung – Partnerschaft.** Veranstaltungsort: Auswärtiges Amt, Werderscher Markt 1, 10117 Berlin (www.deutsches-polen-institut.de)

VEREIN FÜR INTERKULTURELLE BEGEGNUNGEN

Do, 22. Nov., 19.00 Uhr „**Ich küsse Ihre Hand, Madame · Całuję twoją dłoń, Madame**“. Bekannte Evergreens der Jahre 1920–1960 aus Deutschland und Polen. Veranstaltungsort: Bürgersaal im Rathaus Zehlendorf, Teltower Damm 18, 14163 Berlin (interkulturelle-begegnungen.jimdo.com)

WESTPREUSSISCHES LANDESMUSEUM – WARENDORF

Do, 29. Nov., 18.00 Uhr Vortrag Dr. Heike Carstensen: **Die jüdische Malerin Julie Wolfthorn (1864–1944) – „... mit Pinsel und Palette bewaffnet, will ich mir die Welt erobern ...“** (WLM, Franziskanerkloster, Klosterstraße 21, 48231 Warendorf)

HAUS DER BRANDENBURGISCH-PREUSSISCHEN GESCHICHTE

Fr, 30. Nov. bis So, 2. Dez. **Polnischer Sternemarkt.** Kutschstallhof und Neuer Markt. – Kinder bis zur Größe von 1,40 m frei (www.hbpg.de)

LEIBNIZ-INSTITUT FÜR OST- UND SÜDOSTEUROPAFORSCHUNG

Do, 6. Dez., 19.00 Uhr Vortrag Matthias Kneip: **100 Jahre Wiederentstehung Polens.** Veranstaltungsort: Evangelisches Bildungswerk Regensburg e.V. (Leibniz-IOs, 93047 Regensburg – www.leibniz-ios.de)

„Seien Sie starke Partner an unserer Seite“

Bundesinnenminister Horst Seehofer sprach zum Tag der Heimat 2018 in Berlin

Unrechtsdekrete beseitigen – Europa zusammenführen“: Unter diesem Leitwort hatte der Bund der Vertriebenen am 25. August 2018 in die Urania Berlin eingeladen, um den zentralen Auftakt zur wichtigsten Veranstaltungsreihe des Verbandes zu begehen – zum Tag der Heimat. Es sprachen BdV-Präsident Dr. Bernd Fabritius sowie als Festredner Bundesinnenminister Horst Seehofer, gefolgt von Weihbischof Dr. Reinhard Hauke mit dem Geistlichen Wort und Gedenken. Horst Seehofer begann seine Festrede mit einem besonderen Zeichen der Verbundenheit: Er sei stolz, bekannte er, dass er als ehemaliger Bayerischer Ministerpräsident über zehn Jahre hinweg Gelegenheit zur Begegnung mit den Heimatvertriebenen, insbesondere mit den Sudeten- und Hessens als erstes Bundesland einen eigenen Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung ins Leben gerufen habe. Dies seien Höhepunkte seiner Amtszeit gewesen.

Im Folgenden war Seehofers Rede von einer engen Verknüpfung politischer Handlungsfelder und Herausforderungen mit den Erfahrungen, dem Einsatz und den Anliegen der deutschen Heimatvertriebenen und Spätaussiedler gekennzeichnet. So sah er die Erweiterung seines Aufgabenbereiches um das Thema „Heimat“ als große Chance, ressortübergreifend einerseits zu einem modernen Heimatbegriff zu gelangen und andererseits die politischen Rahmenbedingungen derart zu setzen, dass Deutschland als Heimat auch zukünftig lebenswert bleibt.

In dem Zusammenhang würdigte er den millionenfachen, schmerzhaften Heimatverlust der deutschen Vertriebenen sowie deren großes Engagement für den Wiederaufbau der „neuen“ und für Versöhnungsgesten in die „alte“ Heimat über viele Jahrzehnte, wodurch er ihnen indirekt eine Rolle als Experten sowohl für die Themen „Heimat“ als auch „Europa“ bescheinigte. „Wir leben in der stabilsten Demokratie und dem besten Rechtsstaat, den es auf deutschem Boden jemals gab, und das verdanken wir auch Ihnen“, so der Minister wörtlich.



BdV-Präsident Dr. Bernd Fabritius begrüßt Bundesinnenminister Horst Seehofer beim Tag der Heimat

Europa bezeichnete er als „die genialste und beste Antwort auf das größte Trümmerfeld aller Zeiten. [...] Und deshalb ist Europa auch heute der Schlüssel für die Herausforderungen unserer Zeit“. Es sei klar, dass die Unrechtsdekrete, „insbesondere die Beneš-Dekrete“, verschwinden müssten, zumal Europa „zuerst eine Wertegemeinschaft“ sei. Nur gemeinsam könne man etwa eine international zukunftsfähige Politik der „Humanität und Ordnung“ erreichen, über deren Grundsätze man sich gerade in mühevollen Verhandlungen einig zu werden versuche, erklärte Seehofer und ließ einen kurzen Ausflug in die aktuelle Migrationsdebatte folgen. Die deutschen Vertriebenen und Spätaussiedler forderte er auf, ihre Rolle im europäischen Dialog weiter auszubauen. „Seien Sie starke Partner an unserer Seite, wir brauchen Sie dazu. Sie haben historisch beste Netzwerke und Verbindungen“, mahnte der Innenminister.

In Deutschland müsse die Debatte über einen modernen Heimatbegriff insbesondere unter dem Motto „gleichwertige Lebensverhältnisse“ geführt werden. Schon in der Vergangenheit, bei der Eingliederung der Vertriebenen, habe sich gezeigt, dass große soziale Spannungen durch bessere gesetzliche Rahmenbedingungen und eine nachfolgende

Verbesserung der Lebensverhältnisse gelöst werden können.

Ähnliche Erfahrungen führte Seehofer auch aus Bayern an, wo eines seiner Ziele stets gewesen sei, unterschiedliche Entwicklungsgeschwindigkeiten zwischen Ballungs- und Randräumen auszugleichen, um neue Perspektiven und Potenziale zu erschließen, gesellschaftliche Polarisierungen und Spaltungen zu heilen und mit den Siedlungsräumen auch kulturelle Vielfalt zu erhalten. Doch selbst wenn ihm aus diesen Gründen Vielfalt über Einfachheit gehe, gelte es, sich mit der Frage zu beschäftigen, was unsere Identität eigentlich ausmache und was „im Zusammenleben unserer Bevölkerung“ verbindlich sei.

Die Vertriebenen hätten beispielhaft vorgelebt, dass man „nicht nebeneinander oder gar gegeneinander“, sondern nur miteinander leben könne. Dies hätten sie nicht nur mit ihrer „Integration“, sondern auch mit ihrem ehrenamtlichen Engagement immer wieder unter Beweis gestellt. Aufgrund dessen benötige man die Vertriebenen und Spätaussiedler auch in diesem Bereich mit ihren Erfahrungen und ihrem Einsatz als Partner, so Seehofer: „Ich trete entschieden als Bundesinnenminister dafür ein, dass dieser Tag der Heimat für immer seine Bedeutung behalten wird.“

Marc-P. Halatsch

Vom „Fatalismus der Feindschaft“ zur „Interessengemeinschaft“

Ein Arbeitspapier der Kopernikus-Gruppe nimmt „Deutschland und Polen – 100 Jahre nach 1918“ in den Blick

Am 20. und 21. April 2018 hat in Warschau der deutsch-polnische Gesprächskreis „Kopernikus-Gruppe“ getagt. Die von den deutschen und polnischen Intellektuellen angestellten Überlegungen über „Deutschland und Polen – 100 Jahre nach 1918“ fasst das Mitte August von Prof. Dr. Dieter Bingen, Darmstadt, und Dr. Kazimierz Wóycicki, Warschau, veröffentlichte 30. Arbeitspapier der Gruppe zusammen.

Einleitend heben die Autoren die Gegenwartsbedeutung des Gedenkens an den Ersten Weltkrieg hervor: Er „war ein sinnloses Massaker auf den Schlachtfeldern im Westen Europas, im östlichen Mitteleuropa brachte er indes nicht nur enormes Leid, sondern auch die Entstehung unabhängiger Staaten, von denen heute die meisten Mitglieder der Europäischen Union sind. Deshalb ist die kollektive Erinnerung an den Ersten Weltkrieg, in dem Polen in den Armeen der drei Teilmächte – das hieß auch: gegeneinander – kämpfen mussten, im Westen und Osten des Kontinents so unterschiedlich. Nur freie Gesellschaften können ein Projekt europäischer Integration verwirklichen, weshalb die Wurzeln der Europäischen Union auch in jener Epoche nach dem Ersten Weltkrieg zu suchen sind, obwohl seinerzeit nur Utopisten und Visionäre solche Pläne hegten.“

Gerade für Deutschland und Polen habe der „Erinnerungsort ‚1918‘“ abweichende Bedeutungen: „Für Polen ist es die Wiedererlangung der Unabhängigkeit nach dem langen 19. Jahrhundert, in dem die polnische Gesellschaft sie entbehren musste. Diese Situation hat die polnische Kultur, das Verständnis von Freiheit, Demokratie, Tradition und Moderne stark geprägt. Dieselben Begriffe waren in Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts unter gänzlich anderen Bedingungen mit Inhalt gefüllt worden. Wenn wir uns tiefer verstehen wollen, müssen wir ein Verständnis dieser Ungleichzeitigkeit der Entwicklung von Staat und Gesellschaft auf beiden Seiten entwickeln.“

Wenn das Deutsche Reich auch in der Endphase des Ersten Weltkrieges gegenüber polnischen Unabhängigkeitsbe-

strebungen kompromissbereit aufgetreten sei: „erst die Niederlage Deutschlands (und damit die Niederlage aller drei Teilmächte Polens) ermöglichte es Polen, seine volle Unabhängigkeit wiederzuerlangen. Gleichzeitig jedoch weigerte sich die deutsche Nachkriegsdemokratie, den neu gegründeten polnischen Staat auf Dauer zu respektieren.“ Mit den „Grenzkämpfen 1918–1921“, der Klassifizierung Polens als „Saisonstaat“ in der Zwischenkriegszeit, dem „deutsch-sowjetischen Überfall auf Polen 1939“, der „völkermörderischen deutschen Besetzung Polens“ sowie der „Flucht und Massenausiedlung der Deutschen aus Polen 1945“ markieren die Autoren Stationen der an 1918 anschließenden Konfliktgeschichte, die vom „Prinzip des ‚Fatalismus der Feindschaft‘“ (Stanisław Stomma) gekennzeichnet gewesen sei. Die hieraus resultierende Angst Polens vor Deutschland sei in den folgenden Jahrzehnten durch die Machthaber des Warschauer Paktes für ihre politischen Zwecke instrumentalisiert worden.

Die Kopernikus-Gruppe würdigt die vor diesem Hintergrund auf beiden Seiten unternommenen Anstrengungen auf dem Weg zu einem deutsch-polnischen Dialog. Höhepunkt dieser Entwicklung sei „die Welle der ‚Solidarität mit Polen‘ aus der bundesdeutschen Gesellschaft in den 1980er Jahren“ gewesen. Schließlich habe die durch die Solidarność ausgelöste „Freiheitsrevolution von 1989 in Ostmitteleuropa“ Deutschland und Polen „durch eine in der jüngsten Geschichte beispiellose deutsch-polnische Interessengemeinschaft“ (Krzysztof Skubiszewski) zusammengebracht. Daher steht für die Verfasser fest: „Die letzten 100 Jahre der deutsch-polnischen Beziehungen und der

europäischen Geschichte zeigen deutlich, dass die Voraussetzung für jedes umfassendere und ehrgeizige europäische Konzept die tiefe deutsch-polnische Verständigung ist.“

Angesichts der gegenwärtigen politischen Krisenlage in Europa ist diese Erkenntnis – so auch für die Kopernikus-Gruppe – von zentraler Bedeutung: „Ein Blick in die ferne und nicht so ferne Geschichte, auch wenn sie noch so belastet und schwierig ist, oder vielleicht auch, weil sie so schwierig ist, erlaubt es uns, das Gleichgewicht, die Distanz und einen nüchternen Blick auf die Gegenwart und die Zukunft wiederzugewinnen.“ Zu einer solchen „Reflexion bezüglich der deutsch-polnischen Beziehungen“ fordere das diesjährige Jubiläum heraus.

Auf eine explizite Kritik an der gegenwärtigen Warschauer Regierungspolitik, die gerade auch das Gedenken an 1918 für ihren rechtspopulistischen Kurs instrumentalisiert, verzichtet die Kopernikus-Gruppe, fordert jedoch zum einen, dass es „den deutschen Beobachtern nicht gleichgültig sein“ solle, wenn bei den polnischen Jubiläumsveranstaltungen „unterschiedliche Denkweisen der Polen über sich selbst, über die eigene Geschichte und über Europa zum Vorschein kommen“. Zum anderen mahnen die Verfasser an: „In Polen sollte und kann dieser Jahrestag eine Gelegenheit sein, nicht nur über die eigene Geschichte, sondern auch über das Verhältnis zu den Nachbarn nachzudenken.“ – Heute seien Deutschland und Polen nicht nur für Europa, sondern auch füreinander unverzichtbar.

Tilman Asmus Fischer

Informationen über den deutsch-polnischen Gesprächskreis „Kopernikus-Gruppe“ und über seine Mitglieder :

[www.deutsches-polen-institut.de/
politik/kopernikus-gruppe](http://www.deutsches-polen-institut.de/politik/kopernikus-gruppe)

NACHRICHTEN

+++ 25 Jahre Renovabis

R/DW – Die Welt sei stets gestaltungsbedürftig, und es gelte, das Zusammenleben auch „in Europa mutig und zuversichtlich zu gestalten“: Das hat Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble beim Festakt zum 25-jährigen Bestehen des Osteuropa-Hilfswerks *Renovabis* betont. Rund 300 Gäste aus 26 Ländern hatten sich am 28. September in der Katholischen Akademie in Berlin zu einer Feierstunde versammelt. Die Arbeit von *Renovabis*, so Schäuble, sei ein ermutigendes Zeichen, weil sie zeige, dass es möglich ist, „Grenzen zu überwinden, solidarisch zu helfen und partnerschaftlich am Aufbau freiheitlicher Gesellschaften mitzuwirken“. Im März 1993 war *Renovabis* von der Deutschen Bischofskonferenz auf Anregung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken gegründet worden.

+++ Referat „Integration Spätaussiedler“ im BAMF

BMI/DW – Spätaussiedler sind in Anerkennung ihres besonderen Kriegsfolgenschicksals Deutsche gemäß Art. 116 Grundgesetz. Aufgrund der damit verbundenen besonderen Lebensbedingungen unterscheidet sich diese Gruppe von anderen Zuwanderergruppen innerhalb des Integrationssystems. Um diesem besonderen Status Rechnung zu tragen und diesen auch nach außen hin sichtbar zu machen, hat das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge zum 1. Oktober ein ausschließlich für die Integration von Spätaussiedlern zuständiges Referat eingerichtet. Dort werden alle spätaussiedlerspezifischen Eingliederungsmaßnahmen gebündelt und insbesondere die Fragen der nachholenden Integration dieser Gruppe behandelt.

+++ Fremdrente Thema im Bundesrat

BMI/DW – Am 18. September ist ein Bundesrats-Entschließungsantrag der Bayerischen Staatsregierung zur Fremdrente für Spätaussiedler auf den Weg gebracht und am 21. September von der Länderkammer in den zuständigen Ausschuss verwiesen worden. Ziel der bayerischen Initiative ist es, die für Spätaussiedler geltenden rentenrechtlichen

Vorgaben insgesamt auf den Prüfstand zu stellen, umfassend neu zu bewerten sowie festgestellte Nachteile im Sinne der sozialen Gerechtigkeit auszugleichen.

+++ Fabritius beim Tag der offenen Tür der Bundesregierung

BMI – Am 25. und 26. August 2018 fand in Berlin der Tag der offenen Tür der Bundesregierung statt, auf dem auch der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Prof. Dr. Bernd Fabritius, die Außenstelle Friedland des Bundesverwaltungsamtes sowie Vertreter der Aussiedler, der nationalen Minderheiten in Deutschland und der deutschen Minderheiten in Europa ihre Tätigkeit einer breiten Öffentlichkeit vorstellten. Ihre Informationsstände im Bundesministerium des Innern, für Bau und

Heimat besuchte auch Bundesinnenminister Horst Seehofer.

+++ Ehrung für Volker Bouffier

HSM/DW – Bereits zum fünften Mal beging das Land Hessen am 16. September den Gedenktag für die Opfer von Flucht, Vertreibung und Deportation auf Schloss Biebrich in Wiesbaden. Seit 2014 wird an diesem Tag alljährlich im September zusammen mit dem Tag der Heimat des Bundes der Vertriebenen (BdV) offiziell an das schwere Schicksal der Heimatvertriebenen und Spätaussiedler erinnert. Bei diesem Anlass überreichte der Bundesvorsitzende der Landsmannschaft Schlesien, Stephan Rauhut, Ministerpräsident Volker Bouffier mit dem Schlesierschild die höchste Auszeichnung seines Verbandes.

+++ Menschenrechtspreis für Prof. Dr. Michael Wolffsohn



FOTO: RAIMOND SPEKING VIA WIKIMEDIA CC 3.0

ZgV/DW – Am 21. Oktober wurde der Historiker und Publizist Prof. Dr. Michael Wolffsohn in Frankfurt mit dem Franz-Werfel-Menschenrechtspreis der Stiftung „Zentrum gegen Vertreibungen“ ausgezeichnet. Die Jury würdigte mit dieser Preisverleihung das umfangreiche und vielfältige Schaffen von Prof. Dr. Michael Wolffsohn. Als Historiker und Publizist hat Wolffsohn in seinen Veröffentlichungen immer wieder deutlich gemacht, dass die Verbrechen der nationalsozialistischen Diktatur nicht dazu führen dürften, das Unrecht an den vertriebenen Deutschen zu verschweigen. Engagiert hat er sich dafür ausgesprochen, dass die dauerhafte Erinnerung an die Vertreibung ein elementarer Teil deutscher Geschichte ist.

+++ Polen-Analysen

Die aktuellen Polen-Analysen befassen sich mit folgenden Themen:

- **Wahlmarathon 2018 bis 2020 (Nr. 222):** Analyse „Der herbstliche Beginn eines Wahlmarathons in Polen“ von Janusz A. Majcherek (Pädagogische Universität in Krakau)
- **Die Justizreform in Polen (Nr. 223):** Analyse „Turbulenzen in der polnischen Justiz“ von Hanna Machińska (Universität Warschau)
- **Die Reform des Schulsystems in Polen (Nr. 224):** Analyse von Andrzej Kaluza (Deutsches Polen-Institut, Darmstadt)

Die Polen-Analysen sind zu finden unter: www.laender-analysen.de/polen



ABB.: DPI



O du fröhliche – Johannes Daniel Falks »Allerdreifeiertagslied«

Als Geschenk zum Weihnachtsfest 1815 – als in Weimar, auf dem Markt, zum allerersten Male ein Weihnachtsbaum im Freien aufgestellt wurde – dichtete Johannes Daniel Falk (1768–1826) für jene Kinder, die er von der Straße in seine Obhut aufgenommen hatte, ein Lied zur Freude und zur christlichen Erbauung. Er ließ sie – zu der Melodie eines sizilianischen Marienliedes – von der gnadenbringenden Weihnachtszeit ebenso wie von den Heilversprechungen der nachfolgenden hohen Festtage singen.

Sein »Allerdreifeiertagslied« ist allerdings weitgehend vergessen – nicht jedoch die erste Strophe. Ihr fügte ein anderer

Autor weitere Verse hinzu. Dies war Heinrich Holzschuher (1798–1847), der sich – bei einer eigenen brüchigen Biographie – durch die sozialdiakonische und religiöse Arbeit Falks inspiriert sah und in seinem Sinne zu wirken trachtete. Er schnitt nun das ursprüngliche Lied, das das ganze Kirchenjahr in den Blick genommen hatte, allein auf das Christfest zu. In dieser Gestalt erschien *O du fröhliche* erstmals 1826 und wurde alsbald zu einem der wohl beliebtesten Weihnachtslieder. Inzwischen hat es auch längst Eingang in viele christliche Gesangbücher gefunden.

 DW



„Anbetung der Hirten“
(1619) von Hermann Hahn
im Dom zu Pelplin

Gedenktafel am
Geburtshaus Holzschuhers
im oberfränkischen
Wundsiedel



Zum Ende des Jahres, in dem sich Johannes Daniel Falks Geburtstag zum 250. Male gejährt hat, wollen wir noch einmal an die ursprüngliche Gestalt seines Gedichts erinnern, das als »Weihnachtslied« bis heute fest mit seinem Namen assoziiert wird.

Johannes Daniel Falk

Allerdreifeiertagslied

O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren, Christ ist geboren:
Freue, freue dich, Christenheit!

O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Osterzeit!
Welt liegt in Banden, Christ ist erstanden:
Freue, freue dich, Christenheit!

O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Pfingstenzeit!
Christ, unser Meister, heiligt die Geister:
Freue, freue dich, Christenheit!

(Falks ursprüngliche Fassung des
Liedes in der originalen Orthografie)

Heinrich Holzschuhers ergänzende Strophen:

O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit!
Christ ist erschienen, uns zu versöhnen:
Freue, freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit!
Himmlische Heere jauchzen Dir Ehre:
Freue, freue dich, o Christenheit!

Acht Empfehlungen für Mußestunden zwischen den Jahren



Johann Hinrich Claussen
Das Buch der Flucht.
Die Bibel in 40 Stationen
München: C. H. Beck, 2018
geb., 332 S., mit 45 Abbildungen
€ 24,95

„Lukas und Matthäus verknüpfen ihre Geschichte von der Geburt Jesu mit Erzählungen von Wanderung, Heimatlosigkeit und Flucht“, schreibt Johann Hinrich Claussen. Die Geschichte von der Menschwerdung Gottes ist nur eine von 40 biblischen Erzählungen, anhand derer der Kulturbeauftragte der Rates der EKD zeigt: Die Bibel – die heiligen Schriften des Judentums und Christentums – sind ein „Buch der Flucht“, wie denn auch der Titel seines neuen Werkes heißt.

Das Alte und Neue Testament – das kann der Leser bei der Lektüre entdecken – erzählen nicht nur von Heimatverlust und Heimatlosigkeit. Vielmehr sind die Gotteserfahrungen und Glaubensvorstellungen, von denen die Bibel als ‚Gottes Wort in Menschenwort‘ spricht, ihrerseits selbst geprägt durch das Erleben von Flucht, Vertreibung und Exil. Was dies konkret bedeutet, voll-

zieht Claussen nach von der Vertreibung aus dem Paradies über das wandernde Gottesvolk in der Wüste und das babylonische Exil bis hin zum Leben der Urgemeinde als Fremdlinge in der Welt.

Dabei wechselt der Verfasser zwischen Nacherzählungen, historisch-kritischen Erläuterungen zur Entstehungsgeschichte sowie theologischen Reflexionen. Dadurch ergibt sich für den Leser eine insgesamt facettenreiche und abwechslungsreiche Lektüre, in der die einzelnen Erzählungen und Schicksale der biblischen Gestalten lebendig vor Auge stehen. Mit Gewinn kann das Buch daher ebenso von einem theologisch informierten Publikum gelesen werden, wie es sich auch für den Einstieg in eine intensivere Auseinandersetzung mit der Bibel eignet. Desgleichen kann es wichtige Anregungen für eigene Meditationen und Andachten im gesamten Kirchenjahr bieten.

Ebenso feinfühlig wie Claussens Re-Lektüre der Bibel ist die Auswahl der Bebilderung: Photographien von Flüchtlingen, Vertriebenen, Deportierten und Exilanten aus den Jahren 1860 bis 1950. Sie sind, so begründet der Autor die Auswahl, „zeitlich so weit entfernt, dass sie sich von tagesaktueller Pressephotographie unterscheiden, aber doch nah genug, um assoziative Brücken zwischen dem Damals und dem Heute zu schlagen“. *Tilman Asmus Fischer*



Jens Orback
Schatten auf meiner Seele – Ein Kriegsenkel entdeckt die Geschichte seiner Familie
Freiburg i. Br.: Verlag Herder, 2015
geb., 272 S., € 6,99

Der Titel des Buches scheint dem Leser, zunächst etwas abstrakt, ein psychologisches Thema zu vermitteln. Der Untertitel hingegen signalisiert lebenswirkliche Bezugspunkte: Krieg – Enkel – Familiengeschichte. Beides, sowohl Psychologisches als auch, damit verknüpft, reale Lebensgeschichte einer Groß-Familie aus der Nord-Kaschubei, der westpreußischen Landschaft, die im Nordwesten an Hinterpommern grenzt, bilden den Inhalt dieser tief beeindruckenden Erzählung von Jens Orback.

Der zeitliche Rahmen ist breit gefasst über das 20. Jahrhundert hinweg. Der inhaltliche Schwerpunkt liegt jedoch in der Zeit des Zweiten Weltkrieges und insbesondere dann in der Phase des Kriegsendes und der unmittelbar darauf folgenden Zeit der Angst, der Not, des Elends, der Gewalt gegenüber schutzlosen Menschen.

Protagonistin der Erzählung ist Katja, die Mutter des Buchautors, aus Wittenberg an der Ostsee stammend, Tochter des einst dort tätigen Dorfschullehrers. Katjas Sohn Jens spürt der Geschichte seiner Familie nach und plant, ein Buch darüber zu verfassen. Dieses Vorhaben stößt jedoch in der engeren Familie auf erhebliche psychologische Barrieren. Mutter Katja schweigt über das Geschehen der Zeit nach dem 13. Januar 1945, nachdem die Sowjetarmee Witten-

berg und das umliegende Kreisgebiet Lauenburg erobert hatte. Der Leser ahnt, welche psychischen Belastungen das Schweigen Katjas, damals 18 Jahre alt, fortan offenbar prägten. Jens Orback schreibt von einer stillschweigenden Übereinkunft in der Familie, nicht zu fragen, über jene Zeit nicht zu reden. Er spricht in diesem Zusammenhang von einem „unangenehmen Gefühl“, das immer wieder in ihm hochkam, das wortlos übertragen worden sei. Er schildert es mit den Worten: „Es war etwas in meiner Mutter, das jetzt in mir war.“

Er erreicht später mit Hilfe einer schwedischen Journalistin, einer außenstehenden Dritten, dass die Mutter eines Tages ihr Schweigen überwinden kann. Sie gibt ihr Einverständnis zu einer Tonband-Aufzeichnung über das damalige Geschehen. Deren literarische Gestaltung durch den Autor bildet den bewegenden Hauptteil dieser Erzählung. Der Leser wird tief berührt von der Dramatik der geschilderten Ereignisse jener Zeit, vom leidvollen Schicksal der Hauptperson und ihrer Familie – aber auch von dem inneren Frieden, den Katja nach jener schweren Zeit dann schließlich erlangt. Sie hat „das Zuhause ihrer Seele“ gefunden.

Jens Orbacks gelang es, sein Buch zu vollenden. „Die Geschichte lebt in uns allen“, so stellt er fest. Diese empfehlenswerte Publikation, die ein Zeitdokument ersten Ranges darstellt, richtet sich aus dieser Perspektive somit besonders an die nachwachsenden Generationen, an die Kinder und an die Enkel. *Siegfried Sieg*



Christoph Hein

Trutz

Berlin: Suhrkamp Verlag, 2017

geb., 477 S., € 25,-

Mit dem Roman „Trutz“ legt der gebürtige Schlesier Christoph Hein – bekannt geworden als deutsch-deutscher Chronist – ein breites historisches Panorama des 20. Jahrhunderts vor, eindrucksvoll in

seinem reduzierten Stil, brillant recherchiert, präzise und mit feiner Ironie erzählt. Die Odyssee zweier Familien durch Zeiten und Systeme, zwischen Hitler und Stalin, nimmt ihren Beginn in einem kleinen Dorf in Vorpommern und reicht über Berlin und Moskau bis in die bundesrepublikanische Gegenwart. Mit großen Hoffnungen macht sich der Bauernsohn Rainer Trutz in den 1920er Jahren auf in die Hauptstadt, in der er als Journalist und Schriftsteller erste Erfolge feiern kann. Doch die Machtübernahme der Nationalsozialisten ändert für Trutz und seine in einer christlich orientierten Gewerkschaft tätige Frau alles. Schließlich entscheiden sich die

beiden, nach Russland zu emigrieren. So geraten sie vom nationalsozialistischen Regen in die Traufe stalinistischer Säuberungen, auch wenn das Paar in Moskau in dem Mathematiker und Linguisten Gejm einen Freund und Unterstützer findet. Die Zumutungen staatlicher Indoktrinierung und Gedächtnissteuerung, der Lügen und Verbrechen prägen das tägliche Leben und ersticken alle Hoffnungen auf eine sichere, unbelastete Existenz. Dem Mahlstrom der Geschichte können die Freunde Trutz und Gejm und ihre Familien nicht entkommen. Jahrzehnte später macht Rainers Sohn als Archivar in der DDR Erfahrungen, die denen seines Vaters verblüffend ähneln ...

Christoph Heins Roman spiegelt nicht nur ein Jahrhundert deutscher Geschichte – hier werden Geschichte und Politik verstehbar, nachvollziehbar und geradezu fühlbar in ihrer Eindringlichkeit und Direktheit. Das ist informative Geschichtslektüre im besten Sinne. Mit „Trutz“ ist Christoph Hein ein großer Roman gelungen, der mit hoher Detailfülle und Sensibilität den Schicksalen der Protagonisten gegenüber ein großartiges Lesevergnügen bietet.

Annegret Schröder



Patricia Clough

In langer Reihe über das Haff – Die Flucht der Trakehner aus Ostpreußen

München: Pantheon-Verlag, 2014

broschiert, 224 S. mit Abb., € 12,99

Zugegeben, das Buch ist keine Neuerscheinung; es kam mir aber jüngst in Erinnerung, als ich – wie es in diesen Wochen unweigerlich nahe liegt – an das Kriegsende

und die damit verbundenen Ereignisse dachte. Sorgfältig recherchiert beschreibt Patricia Clough – eine Engländerin, der man also schwerlich Heimattümelei vorwerfen dürfte – die Geschichte des 200 Jahre alten weltberühmten Gestüts Trakehnen sowie den Einsatz der Pferde: Die meisten Stuten gehörten Bauern und mussten nicht nur Fohlen werfen, sondern auch regelmäßig arbeiten. Strenge Prüfungen durch die Stutbuchgesellschaft sorgten in den Jahren vor dem Krieg dafür, dass die Pferde genügsam, zäh und ausdauernd waren. Diese angezüchtete Stärke und Ausdauer sollten bald unter Beweis gestellt werden. Erst am 17. Oktober 1944, als

die Rote Armee bereits den Grenzort Eydtkuhnen eingenommen hatte, durfte Trakehnen vollständig geräumt werden – innerhalb von drei Stunden. So machten sich zehn Herden von je achtzig Pferden (mit Fohlen) und ihren Pflegern auf den Weg, zunächst nach Georgenburg bei Insterburg: 54 km bzw. mit Umwegen mehr als 60 km, großenteils in scharfem Trab. „Falls die Russen vorübergehend vorstoßen sollten, könnten die Pferde ja im Wettlauf mit den sowjetischen Panzern ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen.“ Mit diesen Worten hatte Gauleiter Erich Koch noch im August die wiederholte Bitte um vollständige Evakuierung des Gestüts abgelehnt. Weiter ging es nach Westen, und es folgte eine Zeit schlimmster Entbehrungen und Strapazen. Kaum Futter und Wasser, kaum Ruhepausen (viele Stuten brachten in diesen Wochen ihre Fohlen zur Welt und mussten anschließend wieder weiter), teilweise Fliegerbeschuss, über das zugefrorene Frische Haff, bei Eis und Schnee, immer Richtung Westen. Bewegende Fluchtberichte der Gutsbesitzer und Landwirte legen außerdem Zeugnis ab von der schier unglaublichen Leistung dieser Pferde. Dieses Buch kann niemanden unberührt lassen und ist deshalb auch für die jüngere Generation empfehlenswert.

Heidrun Ratza-Potryjko



Tekla Bądarzewska

Zapomniany dźwięk
[Ein vergessener Klang]

Interpreten: Maria Pomianowska
i przyjaciele [und Freunde]

Audio-CD, Musart 2012

Lange lag das Schaffen von Tekla Bądarzewska – einer im 19. Jahrhundert schaffenden „Salonkomponistin“ im Dunklen der polnischen Musikgeschichte – was umso erstaunlicher ist, weil sich ihre Werke zu ihren Lebzeiten und kurz danach größter Beliebtheit erfreut hatten: Ihre berühmteste Komposition, das „Gebet

einer Jungfrau“, kommt beispielsweise in Tschechows Drama „Drei Schwestern“ vor. In Japan hingegen geriet Tekla mit ihrem musikalischen Schaffen nie in Vergessenheit – ihre Stücke gehörten und gehören stets zum Repertoire der Werke, die im Klavierunterricht erlernt werden; und mit den Klängen des „Gebets einer Jungfrau“ machen sogar die Wagen der Tokioter Müllabfuhr auf ihr Kommen aufmerksam.

Für die polnischen Zuhörer wurde Tekla allerdings erst vor einigen Jahren von der Musikologin Maria Pomianowska wiederentdeckt. Zum Leben der Komponistin sind nur ganz wenige und knappe Angaben überliefert. Unsicher ist sogar ihr Geburtsdatum – sie soll entweder 1829 in Mława oder 1834 in Warschau zur Welt ge-

kommen sein. Zudem genoss sie höchstwahrscheinlich auch keine regelrechte musikalische Ausbildung. In jungen Jahren heiratete sie einen gewissen Jan Baranowski, mit dem sie sich in Warschau niederließ und mehrere Kinder hatte. Sie starb bereits 1861 – und somit (gleichviel welche der vermuteten Geburtsangaben tatsächlich zutrifft) in der vollen Blüte ihrer Jahre. Erhalten geblieben ist allerdings ihr Grabmal auf dem Warschauer Powązki-Friedhof – eine weibliche Gestalt im antiken Gewand hält in der Hand ein zum Teil eingerolltes Blatt mit der Überschrift: „Gebet einer Jungfrau“. Während strenge Musikkritiker bis vor einiger Zeit noch die Nase über die Musik von Bądarzewska rümpften, die Melodien verächtlich als naiv, wenn nicht infantil beurteilten und sie als Inbegriff des Kitschs bezeichneten, lassen sich viele Zuhörer jetzt wieder von der Frische, Sanftheit und harmonischen Eingängigkeit ihrer Stücke

bezaubern. Diese Salonmusik würzt Maria Pomianowska, die bereits durch unkonventionelle internationale Musikprojekte berühmt geworden ist, zudem mit einer Prise Pfeffer, indem ihre „Freunde“, die sie begleitenden Musiker, vielfältige Instrumente, auch Volksinstrumente aus unterschiedlichen Kulturregionen der Welt, einsetzen. (Die auf dem CD-Cover abgebildete Musikerin spielt z. B. eine Suka von Biłgoraj, ein altes polnisches Instrument, dessen Rekonstruktion im Auftrag von Maria Pomianowska von Andrzej Kuczkowski angefertigt wurde.) Vielleicht kann die unterhaltsame und entspannende Musik von Tekla Bądarzewska die *DW*-Leser auch schon in der Vorweihnachtszeit begleiten, ihr Gemüt beruhigen und sie derart ein wenig von der leider üblichen Hektik der „Festvorbereitungen“ ablenken?

Joanna Szkolnicka



Susanne Fritz

Wie kommt der Krieg ins Kind

Göttingen: Wallstein Verlag, 2018
geb., 268 S., € 20,-

In diesem Buch geht es zunächst um einen „Fingerabdruck“, der von einer 15-jährigen Deutschen beim Eintritt in das polnische Zwangsarbeitslager Potulitz genommen wurde. Er wird nach 70 Jahren

von der Tochter im Archiv in Bromberg gefunden, die sich aufgemacht hatte, um unklare Bemerkungen und Erzählungen aus der Familiengeschichte aufzuklären. Zu viel war immer nur angedeutet worden oder durfte nicht berührt werden, wie eine Wunde, die heilen soll und doch immer wieder aufbricht. Lange hatte sie gezögert, denn durfte sie überhaupt im früheren Leben ihrer Mutter forschen und es gar veröffentlichen? Musste sie nicht das Schweigen der Mutter respektieren, statt sich Auskünfte über das Verdrängte zu wünschen? Die Tochter fand neben Dokumenten in Bromberg sogar noch ein Passfoto im Posener Archiv, das für die Eintragung in die Volksliste gemacht wurde, als ihre Mutter neun Jahre alt war. Auf dem Foto lächelt sie. Sie konnte noch nichts wissen über ihren Lebensweg zur Verschleppung durch die Rote Armee, die Internierung in Potulitz und Zwangsarbeit in Chwaliszewo, die Entlassung

nach Eilenburg und schließlich den Schlusspunkt im Schwarzwald.

Die Tochter ist Schriftstellerin und berichtet über ihre Recherchen zu den Ungereimtheiten und Lücken in der überlieferten Familiengeschichte. Sie betrachtet alte Fotos, gleicht sie ab mit historischen Zeitdokumenten und stellt sich selbst viele Fragen, die unbeantwortet bleiben. Sie lässt in ihren Text immer wieder Passagen aus Briefen und dem Tagebuch ihrer Mutter einfließen, das diese nach der Entlassung aus dem Lager 1949 führte. Sie erkennt, dass die Traumatisierungen, die ihre Mutter ganz alleine bestehen musste, gleichwohl die ganze Familie betroffen haben. Auch im Leben der Autorin tauchen unvermittelt unerklärliche Ereignisse auf. Sie stellt fest: „Der Krieg war nicht zu Ende. Der Irrsinn vergangener Tage wütete in unserem Haus.“

Susanne Fritz hat in diesem Roman ihre Familiengeschichte dokumentiert und kommentiert. Bei aller Aufklärung lässt sie viel Raum für weitere Überlegungen. Sowohl die Polen als auch die Deutschen werden mit all ihren Ängsten im Machtgefüge des 20. Jahrhunderts dargestellt – ohne Anklage oder Schuldzuweisung. Dabei lässt sie keines der verstörenden Ereignisse aus, die zur Vergiftung der nachbarschaftlichen Verhältnisse in Posen und Westpreußen geführt haben.

Das Buch wurde in großen Zeitungen rezensiert, ist jetzt schon in 2. Auflage erschienen und könnte ein Bestseller werden.

Sibylle Dreher



Dietlind Steinhöfel

Jakob sucht die Himmelsleiter. Eine Erzählung zu Johannes Daniel Falk

Weimar: Wartburg Verlag, 2018
geb., 67 S., € 16,-

Weimar im Jahre 1815 – nach dem Feldzug Napoleons gen Osten haben marodierende Truppen verheerende Spuren in der einst blühenden Stadt hinterlassen, von

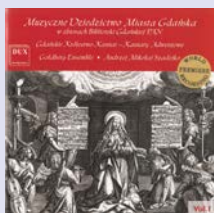
vielem Elend muss man hören: von Krankheiten, Seuchen, Hunger und bitterer Armut, und es sind vor allem die Kinder, die verwaist und verwahrlost, ohne Obdach oder Fürsorge durch die Straßen irren. Besonders hart trifft es die „Franzosenkinder“, die neben

allem Leid nun noch mit Verachtung und Hass für den „Fehltritt“ ihrer Mütter bestraft werden. So trifft es auch den ahnungslosen siebenjährigen Jakob, der sich nach dem Tode seiner Mutter alleine durchschlagen muss: Er bettelt, stiehlt und sucht des Nachts Unterschlupf in Scheunen. Allein das biblische Bild der Himmelsleiter vermag ihn zu trösten, die kindliche Vorstellung, so der Mutter nahe zu sein und auf den lieben Gott vertrauen zu dürfen, gibt ihm Halt und Zuversicht. Sein Glaube und seine Hoffnung werden belohnt, indem ihm der Weg zu dem hochgeschätzten „guten Herrn Rat“ gewiesen wird, womit ihm Hilfe naht. Was Jakob nun widerfährt, erzählt die Autorin aus ihrer reichen Kenntnis um die Person des Johannes Falk und seiner Familie, seiner Herkunft aus Danzig und den historischen Begebenheiten jener Zeit. Sie weiß, die bitteren wie beglückenden Erlebnisse im Rettungshaus des Jo-

hannes Falk eindrücklich und behutsam zu beschreiben, und die wohlthuend schlichten, ruhigen Illustrationen tragen diese Geschichte mit. In unserer Zeit, da immer noch vielerorts diakonische Häuser unter dem Namen Johannes Falks für Kinder und Jugendlicher in Not arbeiten und sich seinem Geist verpflichtet fühlen, ist

diese Lektüre für junge Leser wohl ab acht Jahren – am besten gemeinsam mit Eltern oder Großeltern – besonders lohnenswert: Sie vermittelt ein altersgerechtes Bild des Danziger Falk sowie seines verantwortungsvollen Wirkens und regt zu empathischen Empfindungen an.

Ursula Enke



Danziger Kantaten-Schatz – Adventskantaten

Goldberg Ensemble unter
Andrzej Szadejko
CD Dux (Warschau) 2008

Im Jahre 2008 gründete sich in Danzig das Goldberg-Ensemble; es besteht aus einer Vokalformation und einem auf historischen Instrumenten spielenden Orchester. Die jungen Musikerinnen und Musiker, manche von ihnen in Deutschland ausgebildet, haben in den letzten Jahren polnisch-deutsche Kulturarbeit im besten Sinne geleistet: Direkt aus dem Archiv der Polnischen Akademie der Wissenschaften erwecken sie wenig bekannte Musik von historischen Danziger Komponisten zu neuem Leben; der Name der Gruppe verweist auf den 1727 in Danzig geborenen Cembalisten Johann Gottlieb Goldberg, bekannt durch seine Verbindung mit Johann Sebastian Bach. Ergebnis dieser Arbeit unter

der Leitung des Dirigenten und Organisten Andrzej Szadejko ist neben vielen Konzerten die Reihe „Musikalisches Erbe der Stadt Danzig“ (Muzyczne dziedzictwo miasta Gdańska), eine Folge von CD-Veröffentlichungen, die jeweils Musik zu einem der Feste im Kirchenjahr enthalten. Als Nummer Eins der Reihe entstand im Gründungsjahr des Goldberg-Ensembles eine Zusammenstellung von Adventskantaten, die sich für die aktuelle Jahreszeit natürlich besonders eignet. Aufgenommen wurden Werke von Johann Balthasar Christian Freislich, Johann Theodor Roemhildt und Johann Jeremias du Grain, deren Lebensspannen ziemlich genau mit denen von Bach und Händel übereinstimmen. Während die Texte der barocken Kantaten, zum Beispiel in Freislichs „Lobe den Herrn, meine Seele“, einem heutigen deutschsprachigen Publikum unmittelbar verständlich und auch im CD-Beiheft wiedergegeben sind, liegen die Kommentare der Danziger Musikwissenschaftlerin Danuta Popinigis hier leider nur auf Polnisch vor. Für ein interessantes Hörvergnügen ist dennoch gesorgt.

Alexander Kleinschrodt

Marzipan – eine süße Verführung in der Weihnachtszeit

Das Marzipan schon seit langem eng mit Weihnachten verbunden gewesen ist, belegt in zauberhafter Weise E.T.A. Hoffmanns berühmtes Märchen vom *Nussknacker und Mäusekönig*. Aus Marzipan sind die Figürchen und Puppen, die Marie dem bösen Mäusekönig zum Opfer bringen muss, um ihren geliebten Nussknacker zu retten; aus Marzipan sind schließlich auch die durchsichtigen Schlösser, die Marie bewohnen darf, nachdem sie den Heiratsantrag des Nussknackers angenommen hat und zur Herrscherin über das Puppenreich geworden ist.

Dem Dichter war das Marzipan aus seiner Heimatstadt Königsberg sicherlich gut vertraut, wo die Herstellung zu seiner Zeit schon eine lange Tradition hatte. Es erfreute sich allerdings auch in vielen anderen Regionen großer Beliebtheit.

In Elbing boten mehrere Konditoreien das begehrte Marzipankonfekt an, unter anderem A. Teuke aus der Wilhelmstraße, der dort eines der bekanntesten Geschäfte der Stadt führte und für qualitätsvolle Erzeugnisse berühmt war. In der Vorweihnachtszeit, kurz vor dem Ersten Weltkrieg, warb Teuke mit einer Anzeige in der lokalen Tagespresse für sein „Randmarzipan“ und empfahl seine „vorzüglichen, anerkannten Marzipanherzen“, die nicht nur lecker, sondern auch „wunderschön“ anzuschauen seien und zu den Verkaufsschlägern des Geschäftes zählten. (Dass seit den 1920er Jahren – vermutlich aber auch schon früher – „süß lächelnde und träumende“ Marzipan-Glücksschweinchen angepriesen wurden, sei hier nur am Rande erwähnt.)

Aufwendig und kunstvoll gestaltet sich die manuelle Fertigung des Randmarzipans, und sie ist bei vielen Familien in den Tagen des Advent gewiss

ein großes Ereignis gewesen. Das Ausstechen sowie die Umrahmung der verschiedenen Formen mit einem schmalen Streifen aus der Marzipanmasse und dessen Verzierung verlangten viel Geduld und Geschick, bevor die kleinen Werke unter dem Grill abgeflämmt werden konnten. Da mag jener handliche, hier abgebildete Apparat, der im Elbinger Archäologisch-Historischen Museum ausgestellt ist, schon damals eine nützliche Hilfe gewesen sein: die Marzipanstanze, die damals auch bei der Firma A. Teuke eingesetzt wurde. In rascher Folge lassen sich damit die Bleche mit einem Heer perfekt geformter Naschereien belegen – sofern man nicht weiterhin dem Reiz der reinen Manufaktur den Vorzug geben will.

Die Wertschätzung für Königsberger Marzipan ist ungebrochen, und vielerorts kann es in ausgewählten Geschäften erworben werden. Auch die eigene Herstellung hat durchaus noch Liebhaberinnen und Liebhaber; davon zeugen die mannigfachen Internet-Angebote von Marzipanstanzen sowie von Anleitungen zur Herstellung, die sich dann gerne mit Hinweisen wie „aus Urgroßmutter's Rezeptbuch“ schmücken.

Joanna Szklonicka

Randmarzipan
• allerbesten, pro Pfd. 3. – Mk.
2. Sorte
die noch wunderschön ist, Pfd. 2.40 Mk.
Konditorei A. Teuke.



Strandspaziergang

Von *Annette Pussert*

Der Weg war von Laub bedeckt. Die Sonnenstrahlen trafen durch die lichten Baumkronen und ließen die bunten Blätter am Boden leuchten. Das Laub raschelte bei jedem Schritt. Sie stieß mit der Stiefelspitze hinein, die Blätter stoben auf. Sie lächelte und spürte, dass er sie von der Seite ansah. Sie überquerten die Lichtung und gelangten in den Kiefernwald, das Rauschen der Ostsee war bereits zu hören. Sie kniff die Augen zusammen. Durch die Bäume war das Wasser jetzt auch zu sehen.

Sie gingen schneller und erreichten wenig später die Dünen. Die Ostsee erstreckte sich bis an den Horizont, bauschige weiße Wolken berührten beinahe die Wasseroberfläche. Ein Strich trennte Himmel und See, das Wasser bewegt und dunkelblau, weit draußen schlugen die Wellen um, die Gischt schäumte bis zur Küste und trieb den Strand hinauf. Wie bei jedem Besuch, wenn sie fasziniert auf die See schaute, stellte die Weite alles in Relation und ließ vieles bedeutungslos werden, was kurz zuvor noch wichtig schien, als spülte die unaufhörlich am Ufer anflutende Brandung es einfach hinweg.

Sie folgten dem Holzsteg, der durch die Dünen zum Strand führte. Es war später Nachmittag. Das Licht war warm und voll. Bald würde die tiefstehende Sonne die Wasseroberfläche golden färben. Ihre Großmutter hatte ihr häufig von der See erzählt, sie hatte die Sommermonate ihrer Jugend, der schönsten Zeit ihres Lebens, wie sie sagte, stets an der See verbracht. Sie hatte ihr die Strandpromenade und die Kalt- und Warmbadeanstalt beschrieben und ihr alte Bilder gezeigt, hatte ihr von dem abendlichen Tanztee auf der Freilichtplattform über dem Wasser erzählt, wo sie erstmals mit dem Großvater getanzt hatte, von den wunderbaren Fischbrötchen, die sie am Strand kauften und sogleich verspeisten, dem frischen He-

ring, dem sauren Rollmops oder dem geräucherten Aal. Als Kind hatte sie sich bei der Vorstellung vor Ekel geschüttelt, was die Großmutter aber meist nicht bemerkte. Sie schien in ihren Erinnerungen gefangen. Mehrmals musste sie ihre Frage wiederholen oder die Stimme heben, bis ihre Worte die Großmutter erreichten. Freundlich gab sie ihr dann Antwort und kehrte zu ihren Erinnerungen zurück. In ihre eigene Welt. Die weit entfernt war von dem Ort, an dem sie lebten. In ihre Heimat, die sie nur noch ein einziges Mal in ihrem Leben besuchen sollte. Über diese Reise hatte die Großmutter nie mit ihr gesprochen. Über den Verlust und die Trauer, die Verzagtheit und Enttäuschung, die ihr auf vielen der Fotos ins Gesicht geschrieben war – wie auf der Aufnahme ihres Elternhauses, ihre Großmutter stand vor dem heruntergekommenen Backsteinhaus im Hof, hielt mit beiden Händen ihre Tasche fest, die Tante dicht neben ihr hatte die Großmutter fest untergehakt.

Sie gingen am Strand entlang. Der Wind blies ihnen in den Rücken, doch die Sonne wärmte ihre Gesichter. Ihr Bruder öffnete die obersten Knöpfe seiner Jacke und sagte:

»Mir hat unsere Großmutter nie von ihrer Jugend erzählt.«

»Ich weiß«, erwiderte sie, »aber wahrscheinlich hast du nie gefragt.«

»Ich glaube, das hätte nichts daran geändert.«

»Ja, da hast du wohl Recht«, stimmte sie ihm zu.

Sie besuchte als Kind ihre Großmutter häufig, sie brauchte nur ins Nachbarhaus hinüberzulaufen, gemeinsam saßen sie auf dem Sofa, oder sie sah ihrer Großmutter in der Küche zu, wenn sie Kuchenteig anrührte oder das Abendessen vorbereitete. Ihre Großmutter sprach gerne von ihrer Heimat, wie sie sagte, der unberührten Natur und der herrlichen Landschaft, den prächtigen, von hohen Erlen gesäumten Alleen, dem sich im Wind kräuselnden Haff und dem Ostseestrand mit dem feinen Zuckersand.

Auf einem alten Schwarzweißfoto war die Großmutter am Strand zu sehen, hinter ihr das Wasser und der Horizont. Die langen Beine im Sand, der Badeanzug endete der Mode der zwanziger Jahre entsprechend am Oberschenkel, der gesamte Körper bedeckt, dafür jedoch umso verführerischer. Sie lag entspannt auf der Seite und stützte sich auf den linken Arm, die Hand locker im Sand, das untere Bein angezogen, das rechte darüber anmutig ausgestreckt, der Fuß halb in den Sand gegraben. Die Großmutter war schlank und wohlproportioniert, die Taille schmal und die Hüfte geschwungen, das halblange dunkle Haar vom Wind zerzaust, sie trug eine Kette am Hals, weiße Perlen, die ihre sonnengebräunte Haut betonten. Sie lächelte und schaute gut gelaunt direkt in die Kamera. Die Aufnahme hatte

einen geraden und keinen geriffelten Rand, das Foto war nachgemacht worden, es war kein Original, sondern eine Kopie, wie ihre Großmutter sagte.

Auf einem Foto mit geriffeltem Rand trug die Großmutter einen hellen mondänen Mantel mit einem riesigen Revers. Sie saß auf einer Bank, lehnte sich zurück, ein Arm ruhte auf der Lehne, sie wirkte gelassen, den Blick nach unten gerichtet, bemerkte sie offenbar nicht, dass sie fotografiert wurde. Unter dem Mantel lugten ein großer weißer Kragen und ein dunkler Pullunder hervor. Ihr Haar war zu einem Seitenscheitel gebürstet, elegant sah sie aus, eine Frau von Welt, die Beine übereinandergeschlagen, den schwarzen Hut neben sich auf der Bank. Im Hintergrund ein mächtiger Baumstamm, die Sonne fiel durch die Blätter, die hellen Lichtflecken verschwammen ineinander.

Ihr Bruder machte längere Schritte als sie. Wie früher. Er passte sich ihrem Tempo immer wieder an und sie versuchte mit ihm Schritt zu halten. Sie hob die Hand über die Augen und betrachtete sein Profil, als sie sagte:

»Es ist schön, dass wir zusammen hier sind.«

»Ja, das finde ich auch«, antwortete ihr Bruder. »Schade, dass wir nie mit unseren Großeltern hier waren. Ich hätte gerne mehr aus ihrem Leben gewusst. Zumindest heute. Aber früher war mir das nicht klar.«

»Dafür hat Oma nicht so oft zu dir gesagt, dass du im Wald auf dich achten musst und fremden Männern aus dem Weg gehen sollst. Ich fürchte mich noch heute, wenn ich alleine durch den Wald laufe.«

Ihr Bruder musterte sie prüfend, ob sie das Gesagte ernst meinte.

Auf den Fotos, die ihre Großmutter in der alten Zigarrenkiste aufbewahrte, war auf jedem einzelnen zu erkennen, ob es vor oder nach 1945 entstanden war. Lachende Gesichter, jung und unverbraucht, strahlten auf den frühen Aufnahmen in die Kamera. Sie griffen beschwingt nach dem Arm der Person, die neben ihnen stand, sei es die Schwester, die Freundin oder der Verlobte, sie hakten sich unter, glücklich und gespannt, was der Tag ihnen bringen möge. Vor der Zukunft ängstigten sie sich nicht, sahen ihr freudig und erwartungsvoll entgegen. Sie wussten damals nicht, wie viel Leid und Gewalt sich in den nächsten Jahren ereignen und wie gänzlich hilflos und ausgeliefert sie den Geschehnissen sein sollten.

Die Großmutter lächelte auch auf den späteren Fotos. Doch ihr Lächeln war nun verhalten, der Blick verhangen und melancholisch, sie wirkte distanziert und zurückhaltend, im Grunde wie eine andere Person. Sie hielt auf den Fotos die Arme vor der Brust verschränkt oder die Hände im Schoß, eine Hand zur Faust geschlossen, die an-

dere über dem Handgelenk. Ein in sich geschlossener Kreis, abgetrennt von der Welt, nichts konnte sie mehr erreichen.

Auf einer der ersten Aufnahmen, die nach dem Krieg entstanden war, schaute die Großmutter mit großen ängstlichen Augen zu dem Fotografen. Sie saß hinter einer Spinnmaschine, hielt aber nur die Garnrolle in der Hand, die Bäuerin bediente die Spinnmaschine. Die beiden kleinen Söhne rechts und links von ihr sahen traurig und bekümmert aus, der Größere spielte verlegen mit seinen Händen. Die Großmutter versuchte ein Lächeln, was ihr nicht gelang, sie kauerte wie ein Häufchen Elend zwischen ihren Kindern, die Haare zusammengebunden, das karierte Kleid bis oben geschlossen, das Gesicht dicklich und aufgeschwemmt.

Auf einem Gruppenfoto, kleinformatig und quadratisch, hatte sie lächelnd das dritte Kind im Arm. Anfang der 1950ziger Jahre, das Schlimmste war überstanden, wie ihre Großmutter sagte, ihr Körper war wieder schmal und hoch aufgerichtet, doch die stolze Haltung schien plötzlich hölzern, noch immer eine schöne Frau, aber verändert, auf den ersten Blick ein wenig arrogant und reserviert, auf den zweiten Blick wie in einem Kokon gefangen. Ihr Mann stand im Anzug neben ihr, die Hände auf dem Rücken verschränkt, die Jungs links und rechts neben ihr sind größer geworden.

Ihr Bruder zog sich die Mütze tiefer in die Stirn. Die Sonne war weg und der Wind kühl geworden. Er wandte sich zu ihr, als sie sagte:

»Wir haben eigentlich nichts Schlimmes erlebt. Wir mussten keinen Krieg überstehen und trotzdem haben wir so viel Angst. Wir ängstigen uns im Grunde unaufhörlich. Als seien die Ängste an uns weitergegeben worden, Ängste, die in uns wühlen und ihr Dasein fortsetzen, wenn wir uns nicht mit ihnen auseinandersetzen. Wir leiden unter ihnen, aber wir kennen sie nicht.«

Die Sonne kam nochmals hinter den Wolken hervor. Sie blinzelten in das helle Licht. Als sie umkehrten, legte ihr Bruder den Arm um ihre Schultern.



WESTPREUSSEN KOMMT AUCH 2019 GROSS RAUS!



Bei Bestellung einer größeren Anzahl von Exemplaren gewähren wir auf beide Formate **Preisnachlässe** von 10% (ab 5 Stück) bzw. 15% (ab 20 Stück).

Der neue WESTPREUSSEN-KALENDER 2019 präsentiert die Vielfalt des unteren Weichsellandes:

- 👉 13 zweiseitig bedruckte Blätter mit Spiralbindung und Aufhänger, davon
- 👉 12 Kalenderblätter mit großformatigen Ansichten von Baudenkmälern und Naturschönheiten, die den Betrachter stimmungsvoll durch das Jahr begleiten,
- 👉 zu jedem Foto auf der Rückseite eine Erläuterung.

Der Kalender ist vorzüglich als Geschenk für Freunde und Partner – auch in Polen – geeignet: Die Monatsnamen und Kommentare erscheinen zweisprachig.

Im **Format DIN A4** kostet der „Westpreußen“-Kalender **€ 10,80**, im **Format DIN A3** kostet er **€ 19,80** – beide Preise verstehen sich jeweils inkl. MwSt., Porto und Verpackung.

Diejenigen, die den Kalender 2017 als Leser des *Westpreußen* erhalten und bezahlt haben, brauchen **nicht zu bestellen**, weil wir ihnen wieder ein Exemplar im DIN A4-Format **automatisch zusenden**.

Wenn Sie diesmal allerdings **keine Lieferung** wünschen oder **statt des DIN A4-** lieber einen **DIN A3-Kalender** erhalten wollen, bitten wir Sie, uns von Ihrer **Um- oder Abbestellung spätestens bis zum 19. November** in Kenntnis zu setzen.

(Zusätzliche) Bestellungen erbitten wir unter:
www.der-westpreusse.de/kalender2019.html, per Telefon – 02506/3057-50 –,
 per E-Mail – landmannschaft-westpreussen@t-online.de – oder per Post:
 Landmannschaft Westpreußen e.V., Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck

Impressum

Herausgeber und Verlag:

Landsmannschaft Westpreußen e.V.
Der stellvertr. Bundesvorsitzende
Ulrich Bonk (v. i. S. d. P.)
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61

Postbank Hamburg:

IBAN: DE13 2001 0020 0150 9572 04
BIC: PBNKDEFF *oder*

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtfeld
(sekretariat@der-westpreusse.de)

Redaktion: Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@
der-westpreusse.de) / Redaktionsleiter; Dr. Joanna
Szkolnicka (j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) /
Ressort PANORAMA; Tilman Asmus Fischer
(t.fischer@der-westpreusse.de) / Ressorts
VORSPANN SOWIE POLITIK UND GESELLSCHAFT; Ursula
Enke (u.enke@der-westpreusse.de) / Text- und
Bildredaktion

Korrespondentinnen und Korrespondenten:

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki
(Toruń) für Thorn und Kujawien-Pommern, Bodo
Rückert (Köln) für Marienburg, Lech Słodownik
(Elbląg) für Elbing

Verlags- und Redaktionsadresse:

Der Westpreuße,
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61
sekretariat@der-westpreusse.de
www.der-westpreusse.de

*Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europä-
ischen Kulturregion* erscheint alle zwei Monate. Der
Bezugspreis beträgt halbjährlich oder jährlich
€ 18,- bzw. € 36,- sowie im Ausland jährlich € 42,-.
Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug
ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Zusätzlich erscheint – jeweils um einen Monat
versetzt – *Der Westpreuße / Landsmannschaftliche
Nachrichten* und ergänzt diese Zeitschrift zu einer
Folge von 12 Monatsheften pro Jahr. Der
Bezugspreis eines entsprechenden Gesamtabon-
nements beträgt halbjährlich oder jährlich
€ 39,- bzw. € 78,-, im Ausland jährlich € 90,-. Für
Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug hier
ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von jährlich
120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim
Verlag. Der Bezug kann nur mit einer Frist von
mindestens drei Monaten zur Mitte oder zum Ende
des Kalenderjahres gekündigt werden. Bei
Nichtbelieferung bestehen im Fall höherer Gewalt
keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit Namen oder
Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem
Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion
wieder. Nachdruck nur mit Genehmigung des
Verlages. – Zurzeit gilt die Anzeigenpreislise Nr. 2.

**Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagen-
erstellung:** mediengestaltung-kohlhaas.de

Herstellung und Verlagsauslieferung:

C. Maurer GmbH & Co. KG, Schubartstraße 21,
73312 Geislingen/Steige

ISSN: 0043-4418; Auflage: 1.300 Exemplare

Autorinnen und Autoren

Sibylle Dreher – Sozialpädagogin, Projektleiterin vieler Begegnungen und Tagungen mit Bewohnern der Regionen entlang der Ostsee zur gegenseitigen Verständigung. Ehrenamtlich tätig in der Landsmannschaft Westpreußen, im Bund der Vertriebenen und in Vereinen. Veröffentlichungen und Buchbesprechungen in den entsprechenden Vereinsorganen.

Marc-P. Halatsch studierte Theaterwissenschaft / Kulturelle Kommunikation, Musikwissenschaft und Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin und ist Pressesprecher des Bundes der Vertriebenen – Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände.

Alexander Kleinschrodt studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik, er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn.

Grazyna Patryn ist Leiterin des Regionalmuseums Krockow (Krokowa), das mit dem Westpreußischen Landesmuseum in Warendorf partnerschaftlich verbunden ist.

Annette Pussert studierte Germanistik und Geschichte in Konstanz, Berlin und Rom. Mit ihrem Romandebüt *Nord Nord Ost* nahm sie an der „Literaturwerkstatt Prosa“ des Literarischen Colloquiums Berlin (LCB) teil. Beim Westpreußen-Kongress 2017 war sie mit einer Lesung aus diesem Roman zu Gast. Annette Pussert lebt und arbeitet als freiberufliche Autorin und Online-Redakteurin in Berlin.

Heidrun Ratza-Potrýkus wurde in Lübeck geboren. Beide Eltern stammten aus Westpreußen und waren bis zu ihrem Tode der Heimat verbunden. Bei Verwandtschaftstreffen wurde viel von „damals“ gesprochen, und so entstand auch für die nicht mehr dort Geborene eine Vertrautheit mit dem Land und seinen Menschen. Sie war von 2002 bis 2018 Bundesfrauenreferentin und ist auch weiterhin Mitglied des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Westpreußen.

Prof. Dr. Stefan Samerski lehrt Kirchengeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München sowie am Priesterseminar Redemptoris Mater und ist Pfarrvikar in Berlin-Charlottenburg.

Annegret Schröder studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit Beginn des Jahres 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

Siegfried Sieg, geboren in Danzig, Rektor i. R., verschiedene ehrenamtliche Tätigkeiten in Berufsverbänden, in der Landsmannschaft Westpreußen (u. a. Bundesvorsitzender und jetzt Ehrenvorsitzender des Bundesvorstands) sowie in der Kulturstiftung Westpreußen (u. a. Vorsitzender des Stiftungsrats), lebt in Bochum.

Dr. Katarzyna Tomkowiak – Geschichtswissenschaftlerin, Mitarbeiterin der Thorer Woiwodschaftsbibliothek, Mitglied des Vorstands der „Towarzystwo Miłośników Torunia“ (Gesellschaft der Freunde Thorns). Zu ihren Forschungsfeldern gehört insbesondere die Buch- und Bibliotheksgeschichte von Thorn sowie die regionale Geschichte in der Zwischenkriegszeit.

Der Maler Hermann Hahn (1574–1628), der 1597 in Danzig ein eigenes Atelier gegründet hatte, war späterhin eng mit dem Dom zu Pelplin verbunden. Für den Hochaltar schuf er das imposante Gemälde der Krönung Mariens und gestaltete 1619 auch den Marienaltar aus. Für dessen Predella wählte er das (im Inneren dieses Heftes wiedergegebene) weihnachtliche Motiv der Anbetung durch die Hirten und gelangte dabei zu einer geradezu intimen Darstellung dieser Szene: Die sonst eingehaltene Distanz zum Christuskind ist aufgehoben: Gemeinsam mit den Engeln umringen die Hirten die Krippe, und dem Ausdruck ihrer Begeisterung und Beglückung werden sich auch heutige Betrachter kaum entziehen können. Diese spürbare Nähe zum Wunder der Menschwerdung Gottes prägt auch die hier gezeigte linke Fortsetzung des Gemäldes: Die Engel, die den Hirten auf dem Felde zuvor wohl noch große Furcht eingeflößt haben, finden sich – nun ganz vertraut – zu einem Instrumentalisten-Ensemble zusammen, das seine im Wortsinne himmlische Musik erklingen lässt und den Stall von Bethlehem – und die Herzen der Menschen – mit deren universeller Harmonie erfüllt.

Tilman Asmus Fischer



Foto: Ursula Enke